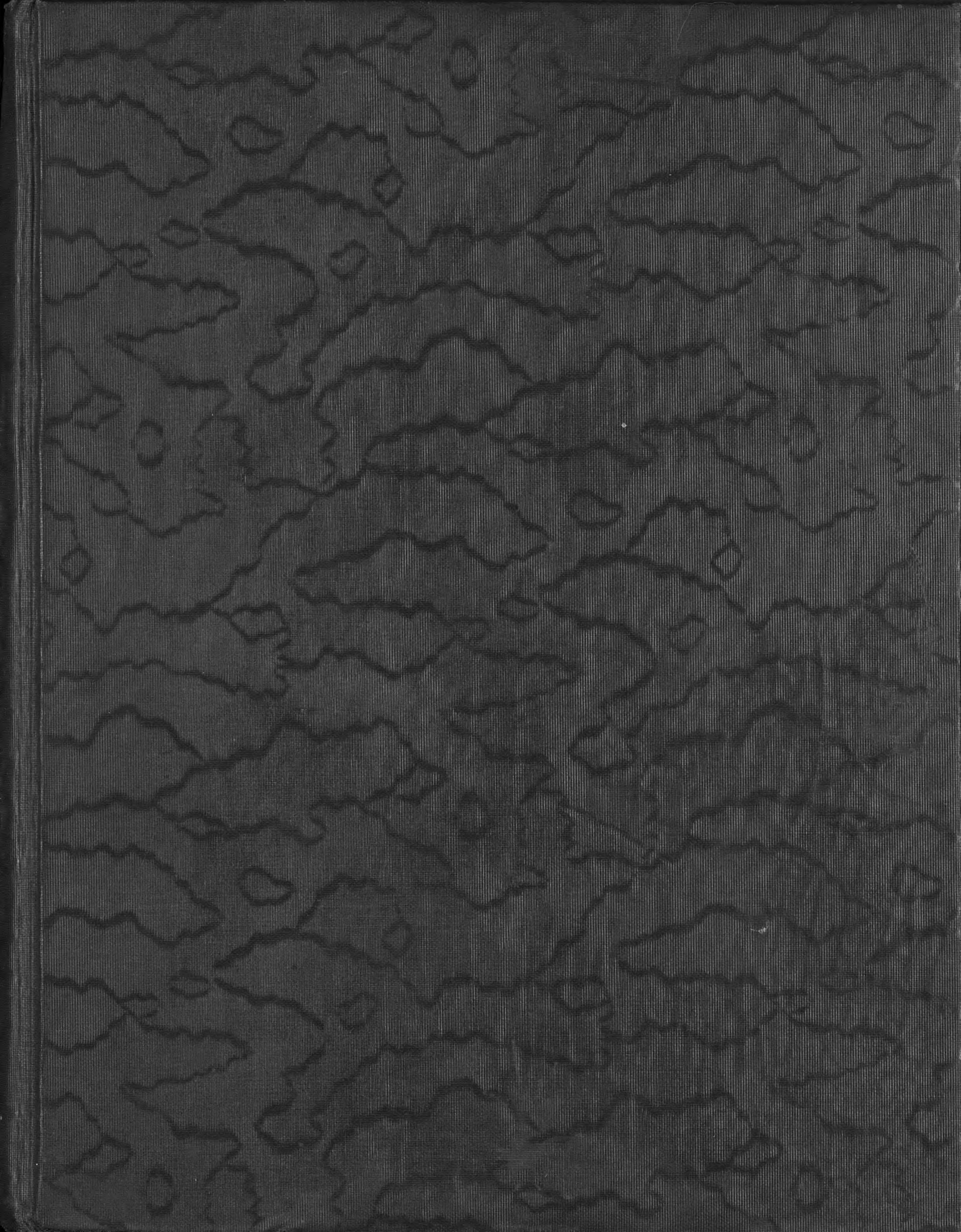
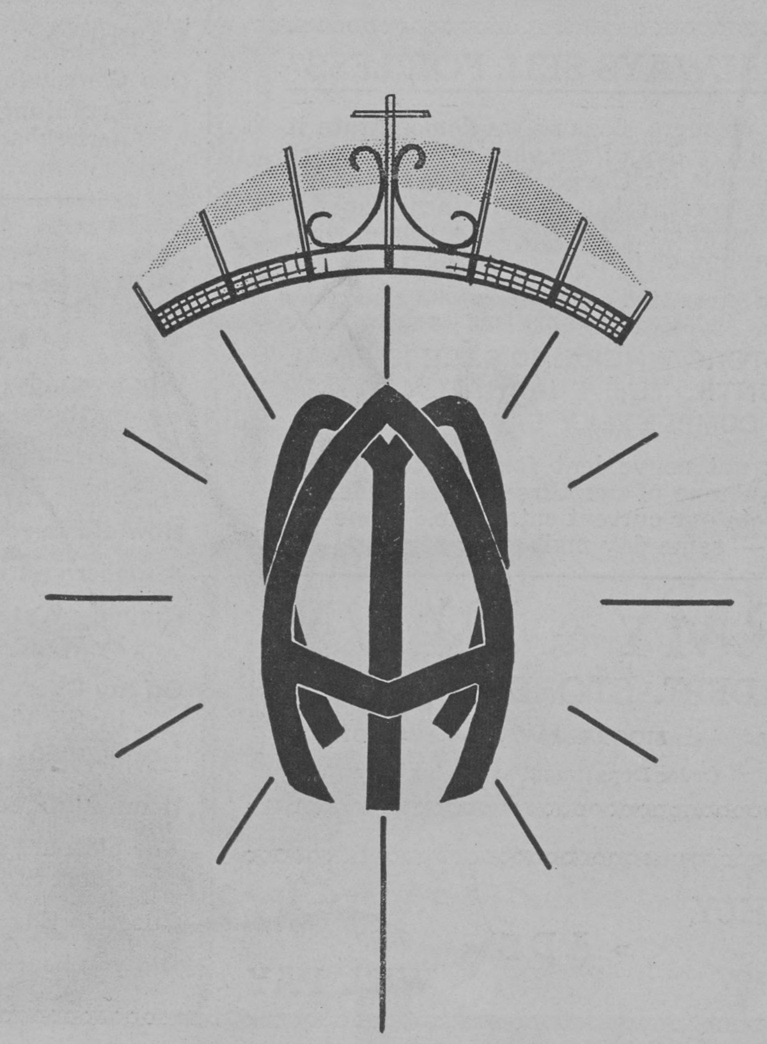


MARIENBOTE



Oktober 1941

MODERN GROCERY

Up-to-Date
QUALITY and SERVICE

Phone 5765 — Phone 5765

P. RUMP, Prop.

MAKE FRIENDS EVERYWHERE

PALM DAIRIES LTD.

★ MILK and CREAM 

Day Phone 93178 — Night Phone 91473

REGINA, SASK.

"WE ALWAYS SELL FOR LESS"

This is no mere slogan—we demonstrate it in fact every day of the year. Truly a store of the people for the people! The store that brought lower prices to Western Canada! The store where everbody is welcome, whether you buy or not!

Members of our staff can converse with a customer in his or her native language.

THE STORE WHERE NO SALE IS FINAL UNTIL THE PURCHASER IS COMPLETELY SATISFIED!

If it is not convenient for you to shop in person at one of our three stores, order by mail from our current catalogue. Same big values — same day mail-order service.

ARMY & NAVY
DEPT. STORES, LTD.

REGINA — MOOSE JAW — EDMONTON

Mail-Order Department at Regina only

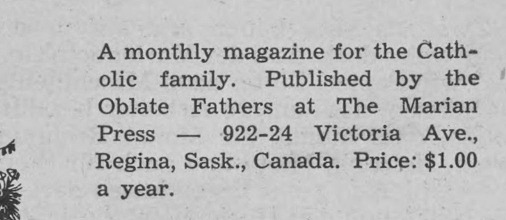
MONTHLY
» ADS «
WILL PAY

INHALT

★

CONTENTS

Der Marienbote



Monatsschrift für die katholische Familie. Herausgegeben von den Oblatenpatres zu Regina. Adresse: The Marian Press, 922-24 Victoria Ave., Regina, Sask., Canada. Preis: $1.00 jährlich.

A monthly magazine for the Catholic family. Published by the Oblate Fathers at The Marian Press — 922-24 Victoria Ave., Regina, Sask., Canada. Price: $1.00 a year.

Schriftleiter - Rev. Father H. Krawitz, O.M.I. – Editor

Nr. 1 | Oktober 1941 | 10. Jahrgang

Dies und Das

Der neue Marienbote. Es ist uns wirklich eine grosse Freude, dass wir unseren Lesern einen neuen Marienboten in die Hand geben können. Neu ist das Kleid des Boten, seine Seitenzahl wurde von 32 auf 40 erhöht, und seine Form haben wir aus praktischen Gründen ein wenig verkleinert. Es haben uns nämlich viele unserer Leser auf die etwas unpraktische Grösse des alten Marienboten aufmerksam gemacht. Es wurde geklagt, man müsse das Blatt beim Lesen immer in beiden Händen halten, beim Aufbewahren nähme es zu viel Platz im Schrank oder im Bücherregal ein, und wenn man es von der Post nach Haus, oder vom Haus mit hinüber zum Nachbar nehmen wolle, dann könne man es fast in keine Tasche hineinbekommen, ohne es zu zerknicken.

Wir haben immer den Grundsatz gehabt, den Lesern so gut als nur möglich zu dienen. Und zwar wollen wir ihnen nicht nur mit gutem, interessanten und echt katholischen Lesestoff dienen: Wir möchten ihnen ein Blatt in die Hand legen, dessen Kleid und Form allein schon jedem einzelnen beweisen: Du sollst keine neuen Mühen durch mich haben, aber nur Freude. Den Samen guter Lehre will ich Dir bringen, und auch Unterhaltung, Freude und Trost, Stunden stiller, ernster Betrachtung und Stunden froher Abspannung.

Unsere ältesten Freunde werden sich noch erinnern, wie der Marienbote vor zehn Jahren aussah. Im Jahre 1931 war er geboren. Und zwar kam er als Pfarrblatt der St. Mariengemeinde zu Regina in die Welt. Bald wurde das kleine Marienbötchen aber auch in anderen katholischen Gemeinden bekannt. Immer mehr begann man es auch ausserhalb Regina zu lesen und zu lieben. Aus allen Ecken und Enden Saskatchewans, aus Manitoba, Alberta, British Columbien, aus Ontario, Quebec, ja sogar aus den Vereinigten Staaten kamen Briefe in unsere Redaktion, die Lesegelder enthielten und um Zusendung des Marienboten baten. So kam es denn, dass wir das Pfarrblatt der St. Mariengemeinde zu Regina bald in ein Monatsblatt für die katholische Familie umänderten.

Als sich unser Leserkreis im Jahre 1932 zu vergrössern begann, wollten wir auch gleich aus dem Marienbötchen einen Marienboten machen. Leider ist uns das nicht so schnell gelungen. Erst im Jahre 1937 konnten wir unsere Leser mit einem wirklich grossen Marienboten überraschen.

Heute liegt nun wieder einmal ein neuer Marienbote auf dem Tisch unserer Leser. Und dieser neue Marienbote ist noch schöner und noch inhaltsreicher als er es bis jetzt gewesen war. Und die Hauptsache dabei ist: Er kostet keinen Cent mehr als früher. So wie es bis jetzt war, so bleibt es auch weiter: Der Marienbote verlangt einen Dollar im Jahr.

Selbstverständlich ist die Vergrösserung und

Verschönerung des Marienboten mit Unkosten verbunden, die wir bis jetzt nicht hatten. Woher nehmen wir die Gelder, um gerade in der heutigen so schweren Zeit diese neuen Unkosten zu decken?

Erstens einmal: Wir vertrauen auf Gott, in dessen Dienst unser Blatt ja doch steht. Wir arbeiten für die Verbreitung der Ehre, der Wahrheit, der Liebe und des Segens Gottes. Da wird uns die göttliche Vorsehung schon helfend beiseite stehen.

Zweitens aber bauen wir auf unsere Leser. Jeder weiss doch, dass der Marienbote Geld kostet. Dass wir Papier, Tinte, neue Maschinenteile kaufen müssen, dass unsere Arbeiter bezahlt werden wollen, dass Monat für Monat Rechnungen für Strom, Heizung, Miete und auch für Steuern einlaufen, die man nicht liegen lassen darf. Wer das alles weiss und den Marienboten bezieht, der wird auch zusehen, sein Lesegeld so pünktlich als nur möglich einzuschicken.

Die Zeiten sind schwer, liebe Leser. So mancher von Euch wird wohl bereits darüber nachdenken, ob es nicht besser wäre, den Marienboten abzubestellen. Tut es nicht! Der eine Marienboten dollar wird niemanden bankrott machen. Im Gegenteil: Er wird Euch Dinge ins Haus bringen, die man mit Geld nicht bezahlen kann. Denkt doch an das Heilandswort: "Der Mensch lebt nicht vom Brot allein, sondern von jedem Wort, das aus dem Munde Gottes kommt."

Wie wahr dieses Heilandswort ist, zeigt schon allein die bittere Notwendigkeit der katholischen Presse für die Erziehung unserer Jugend. Mit unserer Jugend ist es heute genau so wie mit dem Weizenfeld, von dem der Heiland einmal sprach. Ein Mann wollte Weizen säen. Um sich eine gute Ernte zu sichern, nahm er zuerst das Saatkorn und säuberte es mit grösster Geduld von jedem Saatkorn des Unkrautes. Und dann ging er hinaus und begann das Saatfeld zu reinigen. Jedes Stücklein des Mutterbodens suchte er ab, und jedes Keimchen des Unkrautes, das er fand, riss er mit allen Wurzeln aus dem Boden. Darauf begann er seinen reinen Weizen auf das mit vielem Schweiss gesäuberte Feld zu säen. Nachdem alles das getan war, ging er voller Zuversicht nach Haus und freute sich schon im voraus auf die gute Ernte, die solch anstrengender Arbeit folgen müsse.

Während der Nacht aber kam der böse Feind. Und der säte mit vollen Armen die Saat des Unkrautes auf das Weizenfeld. Als der Farmer am nächsten Morgen sein Feld betrachten ging, sah er nichts von der Saat des Unkrautes. Der Mutterboden bedeckte die kleinen unglückbringenden Saamenkörnlein des Unkrautes. Der Farmer ahnte nicht, dass sie schon ihr verhehrendes Leben begonnen hatten. Er freute sich seines reinen Feldes. Die Zeit der Ernte aber brachte ihm Tränen und Not.

Das Weizenfeld, von dem hier gesprochen ward, ist das Herz unserer Jugend. Vater und Mutter bemühen sich, nicht nur gute, aber die beste Saat dort hineinzusäen. Sie wollen gute Kinder haben. Deshalb lehren sie ihre Kinder beten, schicken sie in die Kirche, geben ihnen gutes Beispiel und gute Belehrungen, und freuen sich, wenn sie sehen, wie die heranwachsende Jugend mit ihnen betet, mit zur Kirche geht und in ihren Sitten gut katholisch bleibt.

Unsere Kinder sind aber nicht immer zu Hause. Sie gehen ihre Freunde besuchen, sie kommen in die Stadt, sie sehen "shows", sie hören hier und da über die "interessanten" Magazine sprechen, die man überall haufenweise bekommen kann, sie greifen nach diesen Magazinen und lesen all die Geschichten "moderner Liebe" und modernster Unsittlichkeit, sie hören selbst im Elternhaus am Radioapparat Erzählungen, die da aus Sünde höchste Tugend machen. Die Ehebruch, Genuss, Selbstsucht und Gemeinheit nicht nur verherrlichen, aber auch als Heldentaten darstellen, denen man folgen müsse.

Das ist die Saat des bösen Feindes. Mit vollen Armen sät er auch hier seine Saat des Fluches. Die Seelen heranwachsender junger Leute sind empfänglich wie der Mutterboden unserer Weizenfelder. Alles was dort hineingesät wird, beginnt zu keimen und zu wurzeln. Vater und Mutter freuen sich der guten Saat, die sie in die Seele ihres Kindes gestreut, und sie ahnen sehr oft überhaupt garnicht, welches Unkraut dort bereits treibt und spriesst, alles Gute ertsickend und vernichtend.

Wir haben da ein recht klares und höchst trauriges Beispiel im Sinn. In einer Stadt war Ausstellung. Auf dieser Ausstellung war auch eine Bude, vor der halbbekleidete Mädchen standen. Der Ausrufer lud die Leute ein, in die Bude zu kommen. Dort werde gezeigt werden, wie diese Mädchen aussähen—im Paradieskostüm. Und die Leute gingen hinein. Nicht nur Erwachsene, aber auch zwölf- und dreizehnjährige Kinder sah man hineinwandern.

So mancher gute Vater wollte seinem Kinde eine Freude machen. Er gab ihm 25 Cents und schickte es auf die Ausstellung. Das Kind ging hin, sah die verführerische Bude, liess sich verleiten, zahlte, und ging hinein, sich die Ausstellung der Sünde anzusehen. Als es nach Haus kam, betete es vielleicht mit Vater und Mutter sein Nachtgebet, Vater und Mutter freuten sich über ihr betendes Kind, und sie ahnten nicht, dass da schon ein Giftkeim im Herzen des Kindes Wurzeln gefasst hatte, der böse Bilder und Gedanken in den Kopf bringt, den Willen mit bösen Begierden erfüllt und das Herz vom Guten losreisst.

An allen Ecken und Kanten unserer Welt steht der ungesehene Säer des Bösen. überall trifft unsere Jugend ihn, und ihr Herz ist fruchtbar für

jede Saat. Und zwar ist ihr Herz genau so empfänglich wie ein Weizenfeld: Das Böse wächst sich dort schneller und tiefer hinein als das Gute.

Sehen wir nicht, dass wir heute viel mehr gute Saat brauchen als nur jene, die das Elternhaus geben kann? Sehen wir nicht, dass wir heute auch einen höchst modernen Säer des Guten brauchen? Einen Säer, der genau so anziehend und so interessant ist wie die Shows, Magazine, Ausstellungen, usw.? Wir haben diesen Säer des Guten: Es ist das die katolische Presse. Jene Presse, die durch gute, lehrreiche Artikel und durch packende Erzählungen immer wieder zeigt, dass nur das Gute wirklich echt, edel und glückbringend ist. Dass nicht die Menschen das Recht haben zu entscheiden, was gut und was böse ist, aber Gott. Und wie alles, was gegen die Gebote Gottes ist—sollte es auch noch so verlockend und versprechend aussehen—nicht Glück, aber Unglück und Fluch bringt.

Kannst Du in das Herz Deines Kindes schauen, lieber Leser? Du kannst es nicht und weisst deshalb auch nicht, was dort keimt und spriesst. Du siehst aber die allgemeine Sittenverrohung unserer modernen Jugend. Du siehst sie mit Deinen eigenen Augen. Und wenn Du sie richtig siehst, dann musst Du auch zur Ueberzeugung kommen, dass das böse Beispiel auch im Herzen Deines Kindes ein Saatkörnlein des Fluches hineinstreuen kann. Und das geschieht auch tatsächlich. Wir können es nicht mehr vermeiden: Die Luft unserer modernen Kultur ist übertränkt von giftigen, gefährlichen Saatkörnlein des Unsittlichen. Bis in Deine Stube kommt diese verpestete Luft durch Menschen, durch Presse und Radio. Und es müsste geradezu ein Wunder sein, wenn da nicht auch in der Seele Deines Kindes etwas hängen bliebe. Schütze Dein Haus! Bewahre Deiner Stube die gute, echt katholische Luft! Jene Luft, die unsere katholischen Voreltern so eifrig überwacht und gehütet haben! Behalte drum das katholische Blatt! Es wird suchen, immer interessanter zu werden. So interessant, dass Deine Kinder überhaupt kein Verlangen nach weltlichen Magazinen mehr haben werden. Dass sie es lesen werden und dadurch verstehen lernen, was sie von den Geschichten, die sie im Radio oder von Freunden hören, denken sollen.

"Meine Kinder wollen nichts Katholisches mehr lesen," wird so mancher traurig denken. Gut. Wenn Deine Kinder es nicht lesen wollen, dann lies Du. Wenn Du liest, dann werden Dir Deine Kinder nicht mehr mit dem altbekannten: "Ihr seid altmodern. Ihr versteht das neue Leben nicht" ankommen können. Du wirst dann Deinen Kindern zeigen können, dass Dein Wissen noch lange nicht "altmodern" ist, dass Du immer noch Antwort weisst auf alle Lebensfragen. Und zwar eine ganz überzeugende, beweisbare Antwort.

Arbeit und Opfer sind heute überall gefordert. So mancher unserer Leser, der uns hier in der Redaktion besuchen kam, war ein wenig überrascht, als er den Schriftleiter im Arbeitskittel an irgendeiner Maschine stehen oder Papier falten sah. "Ja, müsst Ihr auch so arbeiten?" fragten viele verwundert. Jawohl, wir müssen auch so arbeiten. Je mehr wir selbst machen, um so weniger Auslagen haben wir. Das Geld für diese fortgefallenen Auslagen können wir dann in den Marienboten stecken. Jetzt, nachdem der Marienbote wieder einmal vergrössert wurde, wird auch der Schriftleiter öfter als sonst seine Jacke ablegen müssen. Er wird noch mehr arbeiten müssen. Nicht um Geld zu verdienen tut er das, aber aus Sorge um die vielen Seelen, für die jeder Priester betet, arbeitet, kämpft und opfert. Es ist traurig, aber es ist wahr, dass die Priester sich manchmal viel mehr um die heranwachsende Jugend sorgen, dass sie viel grössere Opfer und Arbeiten für die heranwachsenden Katholiken auf sich nehmen, als so mancher Vater oder so manche Mutter.

Musst Du nicht auch opfern, lieber Leser? Von nichts kommt nichts. Das Böse kämpft furchtbar um seinen Sieg. Wenn Du nicht für Dein Kind kämpfst, dann wird jemand anderer es Dir abkämpfen. Ehe Du Dich versiehst, ist das Unglück da, und keine Deiner Tränen wird es wieder gut machen können. Drum kämpfe mit uns. Hilf uns, die katholische Presse auszubauen und zu verbreiten. Zahle Deinen Marienbotendollar so bald Du nur kannst, und Du hast geholfen. Und wenn Du noch diesen oder jenen überreden kannst, den Marienboten zu abonnieren, dann hast Du sehr viel getan. Alles Gute zahlt sich zurück, vergiss das nicht!

So geben wir denn unserem neuen Marienboten allen Segen mit auf seinen Weg. Möge er alle unsere treuen Leser herzlichst von uns grüssen und ihnen zeigen, welch ein Beweis priesterlicher Arbeit, priesterlicher Opfer und priesterlicher Sorge er ist.

Und ihr, liebe Leser, öffnet Eure Häuser und Herzen dem neuen Marienboten. Für Euch hat er sich schöner und inhaltsreicher gemacht, drum gebt ihm auch, was ihm gehört. Wenn es auch manchmal schwer ist, das Lesegeld einzuzahlen: Opfer für Opfer heisst ein alter katholischer Grundsatz! Kommt ihr Euren Verpflichtungen treu und pünktlich nach, dann wird Euch der Marienbote in Zukunft noch manch andere überraschende Freude bereiten. Wir tun unseres, hilft uns, indem Ihr Euren Teil tut. Unsere und Eure Opfer, alle sollen sie sein zur grösseren Ehre Gottes, auf dass Sein Name verherrlicht werde durch den Mund Eurer Kinder und Kindeskinder, so wie er verherrlicht wurde von unseren Vätern und Vorvätern. Gelobt sei Jesus Christus.

—Der Schriftleiter.

“Hab acht auf den Sarg!”

Erzählung von Joseph Wenzler

Traurig war er gegangen, denn sie hatten über ihn gelacht. Seiner Gewohnheit gemäss hatte er — Hans Müller — wie jeden Abend noch einen Schoppen im “Goldenen Lamm” getrunken und dort einige Kollegen und Bekannte getroffen. Heute hatte das Thema des Gesprächs religiöse Dinge gestreift, da hatten sie über ihn den Kopf geschüttelt, weil er kein Hehl daraus machte, dass er ein Christ — im wahren Sinne des Wortes — und dazu noch — den “aufgeklärten” Kollegen unbegreiflich — ein Verehrer des hl. Joseph sei. Sie scheuten auch nicht, ihn zu verhöhnen, auf diese Weise suchten sie den “armen, rückständigen Narren aufzuklären.” Er hatte sich verteidigt. Doch wozu? Er hatte seine Ansichten rechtfertigen wollen, doch bald war es ihm klar geworden: Wenn der gute Wille fehlt, sind alle Bemühungen fruchtlos.

Er verliess eben das Dorf, um zur Bahnstation zu gehen, die ungefähr eine Stunde davon entfernt lag, wo er um 8 Uhr seinen Kollegen Brunner abzulösen hatte.

Ein frischer Frühlingswind wehte durch die Nacht.

“Herr im Himmel, verzeihe ihnen ihre Unwissenheit, ihre Beschränktheit. Heiliger Joseph, du Tröster der Sterbenden, verlass sie nicht, wenn einst ihr letzter Tag anbricht. Verlass sie nicht!”

Einige hundert Schritte von ihm entfernt lag eine breite, dunkle Masse: der Wald.

Zahlreiche Sterne funkelten am Himmelsgewölbe; er sah empor.

“Schon seit Jahrtausenden kreisen die Gestirne am Firmament, bestimmten Gesetzen unterworfen. Die Trabanten begleiten ihre Planeten auf ihrer Bahn, alles nach Gesetz und Regel. Woher kommen die Gesetze? Woher die Ordnung? Wo Ordnung, wo Gesetze herrschen, da muss auch ein Wesen sein, das die Gesetze schuf, und wer diesen Gesetzgeber nicht anerkennt, der handelt gegen die Vernunft, gegen den gesunden Menschenverstand! Schwer wiegt diese Wahrheit, doch eure betörten Herzen flieht die Wahrheit, weil ihr sie fürchtet! Und ihr fürchtet die Wahrheit, weil sie euch zu Boden schmettert, weil sie euch zwingt, vor eurem Schöpfer im Staube zu kriechen! Geht hinaus in die Welt, seht hinein in das All der mächtigen Schöpfung. fallt auf die Knie und ruft: Gott, ich erkenne dich!”



Der Pflüger

Er hatte inzwischen den Wald erreicht und schritt eilends vorwärts. Vom Dorfe her ertönte die Rathausglocke. Halb acht! und er hatte noch eine gute halbe Stunde zu gehen. Er beschleunigte die Schritte.

Da plötzlich blieb er stehen. Es war ihm, als hätte er ein Knistern gehört, als ob jemand im Dickicht des Waldes schleiche.— Er lauschte. — Flüsternde Männerstimmen.—Alles wieder still, wie zuvor.

“Ist jemand da?” “aaa. . .” hallte es gedehnt durch den Wald.

“Hat sich jemand verirrt?” — “irrt . . .” gab das Echo wieder. — Alles ruhig. Der Abendwind hatte sich gelegt, er hörte sein Herz pochen.

“Aengstige dich nicht unnötigerweise; bis 6 Uhr morgen früh Nachtdienst, allein auf der Station, mitten im Walde, dazu noch ängstlich; das reimt sich nicht zusammen. Drum vorwärts, du hast dich getäuscht!”

Mutig schritt er weiter, in der Ferne sah er das Licht des Bahnhofes. Noch immer sprach er sich Mut zu, aber er fühlte doch, dass die Angst noch nicht geschwunden war.

“Es ist doch zu peinlich, allein auf einer Station, fast abgeschlossen von den Menschen. Doch es muss sein, Pflicht bleibt Pflicht.”

“Guten Abend, Müller,” rief ihm Brunner entgegen, als er in die Stube trat.

“Guten Abend, Brunner.”

“Ich glaube gar, Sie schwitzen. So hätten Sie nicht zu eilen brauchen, es ist noch lange bis morgen früh!” rief der Abgelöste, froh, seiner Pflicht entbunden zu sein.

Müller wischte sich den Schweiss von der Stirne; sollte er seinem erregten Herzen Luft machen? Doch er bezwang sich und schwieg.

“Was ich sagen wollte,” begann Brunner etwas leiser, “es sind heute nachmittag 60,000 Mark angekommen, eine Erbschaft, die morgen ausbezahlt

werden soll. Ich habe das Geld in die Kasse eingeschlossen, bewachen Sie's gut. Ach, so, damit ich's nicht vergesse, mit dem Güterzug um 11 Uhr kommt eine Leiche an, die morgen früh mit dem Fuhrwerk abgeholt wird. Da sind Sie wenigstens nicht allein!" setzte Brunner aus Spass hinzu. Er griff nach dem Stock, um den Heimweg anzutreten.

"Sonst gibt es nichts von Wichtigkeit zu erledigen?" fragte Müller.

"Ich wüsste nicht."

"Gut, ich werde meine Pflicht tun."

"Verschlafen Sie den Güterzug nicht, und halten Sie das Geld in guter Verwahrung."

"Wird alles besorgt."

"Nun wohl, guten Abend, Müller, auf Wiedersehen!"

"Adieu, Brunner, angenehme Ruhe!"

"Danke, danke!"

Die Schritte des Davoneilenden waren verhallt, Hans Müller ging im Zimmer auf und ab.

Tiefe Stille herrschte.

"Die ganze Nacht in der Gesellschaft eines Toten!" Er schüttelte sich; die Erlebnisse dieses Abends hatten seine Nerven gereizt, wirre Gedanken durchkreuzten sein Gehirn; da begann er emsig zu arbeiten, um sich zu zerstreuen.

Rasch eilten die Stunden dahin. Plötzlich schrak er auf. Das Läutewerk verkündete das Nahen des Zuges, in fünf Minuten musste er hier sein. Er knöpfte seiner Jacke zu und trat auf den Bahnsteig.

Ruhig lagerte die Nacht auf der schwarzen Landschaft, ganz leise hörte er in der Ferne das Heranbrausen des Güterzuges.

Der Zug kommt näher, das Brausen wurde hörbarer. Weiter entfernt sah er zwei winzige Lichter auftauchen.

Die Hände auf den Rücken legend, ging er einige Male auf und ab. Nur noch einige hundert Meter waren die leuchtenden Punkte der Lokomotive entfernt. Immer heftiger erzitterte die Erde, da braust auch schon die schnaubende Maschine heran, eine endlose Kette von Wagen nach sich ziehend. Endlich hielt der Zug. Der Sarg wurde ausgeladen und in den Gepäckraum gebracht. Einige Rufe hin und her. Hans Müller hatte den Empfang unterzeichnet, der Zug brausste weiter. —

Er stand noch einige Minuten auf dem Bahnsteig und sah zu, wie das rote Licht des dahinfahrenden Zuges verschwand. Ein hohles Getöse der fernen Güterwagen — Hans war allein — bei dem Toten. —

Mitternacht nahte.

Er beugte sich über den Tisch und arbeitete, arbeitete mit vollem Eifer, um keine feigen Gedanken aufkommen zu lassen.

Endlich stand er auf und ging in den Gepäckraum. Da stand der Sarg auf dem Boden, matt beleuchtet von dem Scheine der Erdöllampe, die im Bureau brannte. Ein Grausen erfasste ihn; er ging wieder in sein Zimmer zurück. Es fröstelte ihn. Aus Furcht leise pfeifend, ging er im Zimmer auf und nieder.— Sinnend blieb er stehen: "Zwei Uhr, noch vier Stunden."

Da — langsam begann der Telegraphenaparat zu spielen ...

Er sah langsam auf, was soll das? Er wagte nicht, sich vom Stuhle zu erheben, wie gebannt blieb er sitzen, das Blut wollte ihm stocken. — Da begann es wieder, etwas hastiger: Punkt, Strich — Strich, Punkt, Punkt, Punkt — Hab' — acht — auf — den — Sarg! — Strich, Strich, Punkt.

"Was soll das? Woher kam das? Hab' acht auf den Sarg! Gott, welche Stunde hast du mir bereitet!" Er sass wie gelähmt, Schweisstropfen fielen auf seine Hand.

Da — wieder — Punkt, — Strich — Strich, Punkt, Punkt ... Hab' acht auf den Sarg! Dringend und rasch wurden die Zeichen gegeben. —

Er erhob sich leise und ging auf den Zehen in den nebenliegenden Gepäckraum. Die Füsse hingen wie Blei an seinem Körper; Hans drohte zusammenzubrechen. Kaum wagte er auf den Sarg zu blicken, der gerade noch wie vor einer Stunde auf der gleichen Stelle stand. — Er trat näher heran, ganz dicht vor den Sarg. — Da — er wollte aufschreien, aber er konnte nicht. — "Geräusch in dem Sarg! "Schrecklich, grässlich!" hätte er gerne aufgeschrien, wenn er gekonnt hätte.—Wieder Geräusch, als ob im Innern des Sarges ein Riegel zurückgeschoben würde. — Er konnte nicht mehr stehen und setzte sich auf eine Kiste. —

Tägliches Gebet zu Ehren der Hl. Familie

O liebreichster Jesus, der Du mit Deinen unaussprechlichen Tugenden und mit den Beispielen Deines verborgenen Lebens die von Dir hier auf Erden auserwählte Familie geheiligt hast, blicke gütigst auf diese unsere Familie herab, welche, vor Dir niedergeworfen, Dich um Deine Huld anfleht. Gedenke, dass sie Deine Familie ist, weil sie sich Dir besonders geweiht und aufgeopfert hat. Beschütze Du sie gnädig, befreie sie von allen Gefahren, eile ihr zur Hilfe in allen Nöten, und gib ihr die Gnade, beharrlich zu bleiben in der Nachahmung Deiner heiligen Familie, damit sie, Dir treu dienend und Dich liebend auf Erden, Dich dann ewig im Himmel lobpreisen könne.

O Maria, mildeste Mutter, wir flehen dich um deinen Schutz an, fest überzeugt, dass dein göttlicher Sohn diese Bitten erhören wird. Und auch du, glorreicher Patriarch, hl. Joseph, komme uns durch deine mächtige Vermittlung zur Hilfe, und bringe Jesus durch die Hände Mariens unsere Bitten dar.

(Approbiert von Papst Leo XIII, am 20. Nov. 1890)

Da — seine Augen starrten beinahe — unglaublich! — ganz langsam und leise hob sich der Deckel, — schlaff sass er da, regungslos, willenlos, wie gebannt. Plötzlich nahm er alle Kräfte zusammen, sprang auf, riss ein Seil von der Wand und warf sich mit seinem ganzen Gewicht auf den Sarg. Krachend flog der Deckel zurück, ein Fluchen und Toben aus dem Innern, doch vergebens: Hans zog mit Aufwendung aller seiner Kräfte den Strick um den Sarg und knüpfte ihn fest, so dass er zu bersten drohte.—Dann sprang er an den Telegraphenapparat: "Hilfe, Hilfe, Hilfe. — Bahnassistent Müller, Station B. Hilfe!" — Der Gefangene tobte wie rasend und versuchte, die Bretter des Sarges zu sprengen. — Darauf eilte Hans hinaus, indem er heftig die Kurbel der Alarmglocke herumdrehte. —

Horch! — wilde, drohende Stimmen, drei oder vier grimmige Gestalten eilten auf ihn zu. In die Stube zurückgekehrt, liess er rasch die eisernen Läden herab und verschloss die Türen. — Draussen forderten dringende Stimmen Einlass, es waren die Stimmen — nun wurde ihm alles klar, — die er schon am vorhergehenden Abend im Dickicht des Waldes vernommen hatte. Draussen düstere Räuber! Drinnen im Sarg ein Räuber, ein Verbündeter! Offenbar hatten sie einen Ueberfall auf die Erbschaft von 60,000 Mark geplant.

Er eilte wieder an den Apparat und klopfte: "Ich bin umlagert von Räubern. Hilfe! Hilfe!"

"Aufmachen! — Aufmachen, Schurke, oder du bist des Todes!" rief es von draussen, rief es aus dem Sarg. Das Haus bebte; krachend flogen die Stemmeisen gegen die eisernen Türen. Fürchterlich durchzitterten die Flüche des in dem Sarge Tobenden das Gebäude. Hans bebte am ganzen Leibe, er warf sich auf die Knie und hörte seine eigenen Worte nicht, als er ausrief:

"Sterben? Allmächtiger Gott! muss ich schon sterben? Herr, hilf mir! Heiliger Joseph, lass mich nicht so plötzlich aus dieser Welt scheiden. Alle Heiligen, erbarmt euch!"

Schüsse fielen — lautes Heulen draussen — erneute Schüsse — es entspann sich ein Kamp — draussen wurde jemand gegen die verschlossene Tür geworfen — Heulen und Wutgeschrei — Hans bebte.

Es wurde ruhiger.

"Sie werden verfolgt," rief Hans, indem er wie erlöst aufsprang.

"Freiheit! Freiheit!"

"Im Namen des Gesetzes, öffnen Sie!" gebot eine feste Stimme vor dem Hause.

"Wer da?" antwortete Hans vorsichtig.

"Hilfe!"

Alle Zweifel schwanden dahin, er war befreit. Freudig griff er nach dem Hebel, um den eisernen Laden in die Höhe zu ziehen — da plötzlich — ein entsetzliches Krachen, der eingeschlossene Bandit hatte den Sargdeckel gesprengt und stürzte wie ein Rasender, das Messer zukkend, auf Hans. — Er schien verloren.

In diesem furchtbaren Augenblick riss er den Hebel heraus, den er in der Angst und in der Verzweiflung dem Meuchler ins Gesicht schlug, so dass dieser lautlos nach hinten sank.

Halb ohnmächtig fiel Hans in einen Stuhl, da forderten die Stimmen draussen wieder Einlass. Er schleppte sich an die Tür, steckte die Kurbel wieder in die Oeffnung und drehte. Langsam und schwer ging der eiserne Laden in die Höhe, kalte Nachtluft drang herein, Hans brach zusammen.

Die Oeffnung war gross genug, um einem Manne Durchschlupf zu gewähren; einige Gendarmen und Polizisten krochen herein und sahen auf den toten Räuber, dessen Blut aus einer klaffenden Stirnwunde zur Erde rann. Sie legten den ohnmächtigen Hans auf eine Bank ins Freie und kühlten die glühende Stirne. Langsam öffnete er die Augen und bewegte die Glieder, "Hilfe" stammelnd. Doch bald beruhigt er sich, als er erfuhr, dass keiner der Mörder entwischt war. Alle — bis auf einen, der todwund auf den Schienen lag — waren umgekommen.

Da brauste eine Lokomotive mit einem Anhängewagen heran. Es waren der alarmierte Hilfszug. Erschreckt stiegen einige Assistenten aus, nach der Ursache zu fragen. Sie waren bald über die Sachlage informiert.

"Sie können von Glück reden!" sprach einer der Beamten, indem er Hans die Hand schüttelte.

"Sagen Sie nur," rief Hans, als er endlich wieder reden konnte, "wer war es denn, der mich auf die Gefahr aufmerksam gemacht hat?"

"Wie, Sie wurden von Ihrer gefährlichen Lage benachrichtigt?"

"Ja, natürlich, sonst wäre ich jetzt unter den Toten!"

Sie standen vor einem Rätsel; niemand wusste zu erklären, wer die rettenden Worte telegraphiert haben möchte: "Hab acht auf den Sarg!"

Alle Nachforschungen blieben vergebens. Niemand erfuhr von dem Urheber der befreienden Worte.

Allen blieb es ein Geheimnis bis auf den heutigen Tag; Hans aber war es ein Beweis dafür, dass der ihn nicht verlassen, zu dem er seine Zuflucht genommen hatte.

Ein trauriger und betrübter Mensch geht hin zu seinen getreuesten Freunden. Geh auch du in Demut zu den Heiligen Gottes und offenbare ihnen mit frommem Vertrauen deine Not im Gebete.

MARIANISCHER MISSIONSVEREIN

Ein kleiner Apostel

Von P. A. Backhaus, O.M.I.

Wie bisher, so wird auch der neue Marienbote in Zukunft immer etwas den Mitgliedern des Marianischen Missionsvereins zu erzählen haben. Heute bringt er Euch die Geschichte eines Indianermädchens aus Saskatchewan. Hätten wir in der Welt nicht so viele Missionshelfer, dann wäre es uns Oblaten nie möglich gewesen, uns der Indianer anzunehmen. Welch gottgesegnete Früchte die Arbeit unserer Patres, und nicht zuletzt auch die Opfer und Gebete unseres Marianischen Missionsvereins, gebracht haben, ersieht man aus der nachfolgenden Geschichte. Bleibt Eurem Verein treu, liebe Mitglieder. Gott und tausende von Seelen brauchen Eure Hilfe.

Die Red.

Am 16. Januar 1926 starb friedlich bei ihren Eltern am kanadischen Cross Lake (Kreuzsee), in der Provinz Saskatchewan, das Indianermädchen Elisabeth Ross im jugendlichen Alter von fünfzehn Jahren. Das Leben dieses gottbegnadeten Kindes war kurz, aber inhaltsreich. Wie eine seltene Rose blühte es auf unter den Dornen, mit denen der Weg unserer Missionare und Schwestern oft genug übersät ist.

Aufgewachsen als Wildling in den Wäldern des Nordwestens, empfing Elisabeth die heilige Taufe mit acht Jahren beim Eintritt in unsere Missionsschule St. Josef am Kreuzsee. Sie stach gleich anfangs durch ihr stilles, sinniges Wesen vorteilhaft von den andern Kindern ab, war fromm und brav und allen ein leuchtendes Vorbild. Ja, es steckte ein kleiner Apostel in diesem eifrigen Seelchen. Ganz eingenommen von der Schönheit unserer heiligen Religion, mit der sie die Schwestern bekannt machten, wünschte Elisabeth sehnlichst auch ihren heidnischen Eltern dieses Glück. Ab und zu durfte sie Vater und Mutter aufsuchen. Dann nahm sie die Gelegenheit wahr, ihnen zu erzählen von Gott, vom Heiland, von den Engeln und Heiligen. Sie betete ihnen, selbst ein kleiner Engel, mit andächtig gefalteten Händen und züchtig gesenkten Aeuglein, alle Gebete vor, die sie in der Schule gelernt hatte und freute sich überaus, wenn die Eltern ihr den Gefallen taten, sie nachzubeten. Auf diesen "Bekehrungsreisen" war Elisabeth so erfolgreich, dass nacheinander ihr Vater, ihre Mutter, ihre Schwester, ja sogar der Grossvater sich entschlossen, den katholischen Glauben anzunehmen.

Das gute Kind war überglücklich; doch da schickte ihm der liebe Gott eine furchtbare Prüfung. Sein Vater starb plötzlich, vom Blitze getroffen, kurz nach seiner Bekehrung. Nach einer kurzen Witwenschaft heiratete die Mutter den eifrigsten Methodisten jener Gegend, der sie wieder zum Abfall vom Glauben brachte.

Man kann sich leicht den Schmerz des Kindes vorstellen. Indes es verlor den Mut nicht. Elisabeth verdoppelte ihr frommes Gebet, opferte ihre Arbeiten dem lieben Gott auf und versicherte ihm hundertmal, dass sie auch gern und geduldig die Krankheit ertragen wolle, von der sie heimgesucht war. Immer wieder faltete sie die kleinen Händchen und flehte rührend schön: "O lieber Gott, lass nur die Mutter wieder umkehren und führe auch den Stiefvater zur wahren Kirche Christi; dann ist alles gut. Dann will ich gerne leiden und auch gerne sterben, wenn es so dein heiliger, anbetungswürdiger Wille ist."

Elisabeth befolgte in dieser traurigsten Zeit ihres Lebens mit grosser Treue die Satzungen der Marianischen Jungfrauenkongregation, der sie angehörte. Sie hatte von ihrer Krankheit viel zu leiden, noch mehr aber litt sie an der Seele. Im November mussten die Schwestern trotz sorgfältigster Pflege eine auffallende Abnahme der Kräfte feststellen. Sie benachrichtigten die Mutter. In der Hoffnung, Elisabeth würde sich daheim rasch wieder erholen, bat die Mutter sehr darum, ihr Kind mit nach Hause zu nehmen. Nur schweren Herzens verstand sich die Kranke dazu, für einen Monat mitzugehen. Sie sollte aber noch viel zu tun haben, galt es doch, zu sterben und durch ihren Tod, ihre Gebete und Leiden die Bekehrung ihrer Angehörigen zu erlangen und zu vollenden.

Als Elisabeth ihr Ende nahe fühlte, nahm sie mit zitternder, tränenerstickter Stimme dem Stiefvater das Versprechen ab, die Mutter in der Ausübung ihres Glaubens nicht zu behindern. Der Stiefvater versprach es und gelobte sogar, sobald als möglich selber den katholischen Glauben anzunehmen.

Das engelgleiche Kind schien nur darauf gewartet zu haben, um dann die Augen für immer zu schliessen. Mit grosser Andacht empfing es die heiligen Sterbesakramente und sah mit Ruhe dem Tode entgegen. Es liess sich von der Schule das weisse Gewand und das Abzeichen der Marienkinder bringen und wünschte, so geschmückt im Sarge zu liegen. Den Schwestern und Missio-

naren sprach Elisabeth mit kaum vernehmbarer Stimme, aber mit leuchtenden Augen, von ihrem kostbarem Schmuck, mit dem sie nun bald in den Himmel einziehe, wo sie von der lieben Gottesmutter, die sie hienieden so sehr verehrt, empfangen würde. Mit bewegten Worten erzählte Elisabeth auch, dass der Stiefvater und ihr Onkel sich bekehren wollten. Nun, da ihre ganze Familie bekehrt sei, freue sie sich, ins himmlische Paradies zu gehen, wo sie fortwährend für das Heil der Seelen ihrer Stammesangehörigen beten werde.

Am Morgen des Todestages wollten die Schwestern die Kranke noch einmal besuchen. Aber auf halbem Wege kam ihnen ein Indianer entgegen, der in der Hand einen langen Stock trug. Nun wussten die Schwestern, dass Elisabeth gestorben sei; denn der Stock des Indianers war das Mass für den Sarg des toten Lieblings.

Es war eine Trauerbotschaft, aber es war zugleich eine freudige Nachricht: Elisabeth — das wussten sie alle — ist ein Engel im Himmel und wird auch am Throne Gottes ihr Versprechen halten und beten für alle, die ihr lieb und teuer sind auf Erden.

Ein Oktoberheiliger

DER HEILIGE GERHARDT (Gest. 959)

Gerhardt war von vornehmer Herkunft und stammte aus der Grafschaft Namur. Zum Jünglinge herangewachsen, trat er in den Staatsdienst. Eine solche Stelle birgt in sich viele Gefahren. Gerhardt aber bewahrte seine Unschuld und Tugend. Er gab viel an die Armen und war sehr eifrig im Gebete. "Wie glücklich sind doch diejenigen," meinte er, "welche kein anderes Geschäft haben, als Gott Tag und Nacht zu loben, stets in Seiner heiligen Gegenwart zu wandeln und Ihm ihre Herzen ohne Unterlass zu weihen."

Um das, was er selbst wegen seiner vielen Arbeit nicht leisten konnte, zu ersetzen, liess er im Jahre 918 eine grosse Kirche bauen, in der Mönche Tag und Nacht den Herrn loben sollten.

Der Graf von Namur, bei dem Gerhardt in Dienste stand, schickte ihn einst mit einem höchst wichtigen Auftrag an den französischen Hof. Bei dieser Gelegenheit besuchte Gerhardt das französische Kloster Saint-Denis. Er verblieb ein paar Tage lang bei den Mönchen, betete mit ihnen, suchte so zu leben wie sie lebten, und war bald ein wahrer Mönch im Weltenkleide. Je länger er im Kloster verblieb, um so stärker erwachte in ihm das Verlangen, der Welt Lebewohl zu sagen und für immer im Kloster zu bleiben. Und er tat es auch. Er reiste zurück zu seinem Herrn, bat um Entlassung, und trat ins Kloster ein. Viele Menschen schüttelten die Köpfe, als sie das sahen. "Wie kann ein Mann von seinem Stande so etwas tun? Reichtum mit ewiger Armut, Ansehen mit stummer Demut, das stolze Ritterkleid mit einem abgeschabten Mönchkleid vertauschen?" Gerhardt kümmerte sich aber nicht um das Urteil der Welt. Er wusste: Glück kommt nicht vom Gelde, auch nicht durch Ehre und Ruhm. Die acht Seligkeiten, von denen der Heiland gesprochen, die allein bringen Glück. Und die acht Seligkeiten kann ich nur im Kloster finden."



Er ging hin, suchte nach den acht Seligkeiten, und wurde ein heiliger Gerhardt. Am 3. Oktober 959 ist er gestorben, nachdem er vorher grosse Dinge für seinen Orden geleistet hatte.

So war der heilige Gerhardt. Schön, angenehm und bequem war der Weg, den er in der Welt ging. "Wer mir nachfolgen will, wer mein echter Jünger sein will, der nehme sein Kreuz auf sich und komme," dieses Heilandswort drängte und quälte ihn. Er wollte in den Fusstapfen seines Herrn und Meisters wandeln, deshalb erwählte er sich den engen, schmalen Weg zum Lebensweg. Die Begierde, Gott ganz zu dienen, hat ihm geholfen, alle Schwierigkeiten leicht zu überwinden. Als armer, demütiger Mönch ist der früher so reiche und angesehene Staatsmann Gerhardt gestorben. Was er dafür geerntet, hätte die Welt ihm nie geben können. Denn dieses Erbe ist ewig.

Der Rosenkranz ist die goldene Kette, mit welcher Maria ihre Kinder in den Himmel hinaufzieht.

Die grossen Familien

Von P. Jos. Schneider O.M.I.

Sie erfreuen sich heutzutage nicht besonderer Zuneigung, die kinderreichen Familien! Wir wissen, warum. Der ZEITGEIST ist daran schuld. "We can't afford it," sagen die Leute. Der HEILAND würde ihnen zurufen: "O ihr Schwachgläubigen!" Der Geist des übernatürlichen Denkens ist geschwunden. Kalter Materialismus schwingt sein mitleidloses Zepter über uns. Kalte Berechnung beherrscht die weiten Gebiete des menschlichen Denkens und Strebens. Kein Sinn mehr für ideale Werte, am wenigsten für stillen Opfergeist. Denn das heisst "GEBEN"; unsere Zeit ist aber ganz auf's "NEHMEN" eingestellt. Das ist auch der letzte Grund für die wütige Kinderfeindlichkeit so vieler Männer und Frauen.

Unter solchen Umständen ist es um so erquickender zu lauschen, wenn mal wieder ein Hochgesang auf die grosse Familie angestimmt wird. Hören wir, was alles zu ihrem Lobe gesagt wird.



Sie war bisher stets der Nährboden für hervorragende Persönlichkeiten. Man hat das zahlenmässig festgestellt. Die Angaben darüber sind in etwa verschieden; aber an der Tatsache lässt sich nicht rütteln. Fast die Hälfte aller Tüchtigen beiderlei Geschlechts, die irgendwie bahnbrechend zum Heile der Menschheit gewirkt haben, stammen aus 10- oder mehrköpfigen Familien. 82 vom Hundert aller Berühmtheiten kommen aus Familien mit 7 oder mehr Sprösslingen. Unter 200 menschlichen Grössen waren nur 8 als einzige Kinder festzustellen. Das gilt von allen Gebieten menschlichen Wissens und Könnens: von Musik und Dichtung, Malerei und Bildhauerei, Forschung und Entdekkung, Militär- und Staatskunst.

Die grosse Familie hat sich stets als Mutterboden SITTLICHEN Könnens erwiesen. Das einzige Kind wird immer übertrieben gehegt und gepflegt, vergöttert und verhätschelt. Es verbildet sich allzu leicht zum unverbesserlichen Egoisten. — Fehler hat's wie alle andern Abkömmlinge Adams. Scharfe Ecken und Kanten. Wo soll es sie abschleifen? Wie soll es lernen, Glück und Besitz mit anderen zu teilen? Die Gedanken und Meinungen anderer zu ehren? Zarte Rücksicht zu nehmen auf die Wünsche anderer? Sich selbst gegenüber anderen zurückstellen? Wie soll das einzige Kind die rechte Einstellung finden zum andern Geschlecht mit seiner Eigenart und seinen Eigentümlichkeiten? Es hat einfach keine Gelegenheit dazu. Ganz anders verhält es sich dort, wo Buben und Mädchen in grösserer Anzahl sich tummeln. Da lernen sich jene grossen Lek-

tionen wie von selber.

Die grosse Familie ist auch immer das Rekrutierungszentrum für die Landesverteidigung gewesen. Wir sind keine Freunde der periodischen Kriegsspiele auf dem Europäischen Festland. Wir betrachten sie als riesiges Trauerspiel; als überflüssige Massenschlachterei. Trotzdem wird es immer mal wieder Zeitumstände geben, wo man zum Schwert greifen muss. Wenn es aber den Heimatboden gegen ungerechten Angriff verteidigen heisst, wo kommen die jugendlichen Helden her? Offenbar aus den grossen Familien. Wenn es sich handelt um Sein oder Nichtsein der christlichen Kultur, wer steht auf zu ihrer Errettung? Die grossen Familien! Wenn das Kreuz gegen den Halbmond ficht, wer liefert die Mannschaften dazu? Immer wieder die grossen Familien! Sie haben die grossen Entscheidungen über die Völkerschicksale in der Hand. So hat es noch voriges Jahr das französische Staatsoberhaupt nach dem Zusammenbruch seines Landes verkündet. So bekennen es alle klarsehenden Freunde der weissen Rasse. Wenn es einmal zwischen ihr und den gelben Völkern Ostasiens zum Kampf um die Weltherrschaft kommt, wohin neigt sich die Wage zum Sieg? Dorthin, wo die grossen Familien sind. Und wo endet es mit Niederlage und unseliger Knechtschaft? Dort wo man keine Kinder wollte.

Gegenwärtig tritt auch die grosse Familie scharf ins Licht der KIRCHEN-Geschichte. Auf allen Gebieten der Religion (in Erziehung, Caritas, Seelsorge, Heidenmission) werden die Ansprüche für stetig neue Hilfskräfte immer grösser. Leider entsprechen die Angebote nicht den Bedürfnissen. Die Pflanzschulen der Orden und des Priestertums erhalten nicht den Nachwuchs, den sie erhalten sollten. Man fragt sich mit Bangen, wie das einmal enden soll. Man forscht nach den letzten Gründen dieses Versagens. Man sucht sie in kath. Häusern, in den Schulverhältnissen, im Predigtamt.

Man klagt über Abnahme des Glaubensgeistes in Haus und Hof. Ueber die einseitige Pflege zeitlicher und weltlicher Intressen. Ueber die Vernachlässigung echt religiöser Bildung in den Schulen. Ueber Unterlassungssünden in Behandlung der Berufsfragen auf der Kanzel.

Zu wenig hat man bisher in der ganzen Frage an die leeren Wiegen gedacht! An die Entvölkerung unserer kath. Familien. Gerade HIER liegt die Wurzel des Beruf-Schwindens der geistlichen Berufe. Katholische Eheleute haben geheiratet als getaufte und gefirmte Glieder des Leibes Christi. Ihr heiliges Amt und ihre eigentümliche Pflicht ist der Aufbau und Ausbau des Reiches Christi durch Kindererzeugung und Kindererziehung. Man scheint das vielfach zu vergessen. Es gibt immer weniger KINDER und deshalb immer weniger Kloster- und Priesterberufe.

Man gehe einmal in die Seminare und frage nach Herkunft der jungen Schwarzröcke. 200 von 300 kommen aus 8- bis 10-gliedrigen Familien. Man durchwandere ein Mutterhaus der Barmherzigen Schwestern. Frage die 40 oder 50 Schwestern, die du antriffst. Du wirst finden: Auf jede einzelne kommen im Durchschnitt 8 Geschwister. Die Hälfte von ihnen haben 10 oder mehr Geschwister gehabt. Die eine oder andere kommt aus einer Kinderschar von 16 oder 17. Die grossen Familien sind's, die dem Gottkönig jene Auserwählten stellen, die Christi Ideal verkörpern. Sie geben der Kirche ihre Stosstruppen und Kampfdivisionen gegen die unheimliche Macht der Hölle. Sie liefern die Elite, die die Höhenpfade des inneren Lebens wandelt und dem christl. Volk als liebliche Sterne im Tugendstreben voranleuchten.

Deshalb ein HOCH den grossen Familien! Den Vätern und Müttern, die trotz aller gehässigen Gegenströmungen am altchristlichen Elternideal festhalten. Sie marschieren als würdige Glieder neben den Helden und Heldinnen der glaubensstarken Zeiten des Hochmittelalters.

SIEHST DU?

Der Marienbote hat ein neues Kleid.

Er hat auch nicht mehr 32 Seiten, er hat jetzt 40 Seiten.

Und er kostet trotz seiner Vergrösserung und Verschönerung nicht einen Cent mehr als früher:

Ein Dollar im Jahre ist sein Preis!

Für wen ist das alles gemacht worden?

Für Dich, lieber Leser.

Was wollen wir dafür von Dir?

1.—Lies den Artikel auf Seite eins "Der neue Marienbote."

2.—Lies ihn langsam und mit Ueberlegung.

3.—Schicke Dein Lesergeld so bald als möglich.

Nicht, wer strotzt von Glück,
Nicht, wer frei von Leiden,
Wer zufrieden ist,
Der ist zu beneiden.



Liebe Leser und Leserinnen:

Ich muss Eich heit von ein grosses Aergerniss verzähle, was in unsre Gemeinde sich zugetroge hot. Frieher hot die Krutakler Petronela bei uns g'lebt, was welle Petronella als junges Madel in die States gefohre is, vonwege weil sie dorten ausschaffe wollte. Mir hen die Petronella schon vergesse g'hat, denn ihr miesst wiesse und zur Kenntnis nehme, dass ihre Eltern schon gestorbe wore, und dass die Petronella niemols net zu ihre Freindschaft geschriebe hot.

Akkurat wie sie die Johre zwanzig in die States wor, is sie uff eimol wiederkomme. Mai o mai, und wie sie wiederkomme is. Uffgedunnert is sie g'west wie eine von die Madel, was in die shows spiele tue und in Holliwud wohne. Ein schteiliges Kleid hot sie getroge, was net länger wor als bis zu die fette Knie. Und uff'n Kopp hot sie ein Ding hucke g'hat, was ihr solles Auge, was ein anständiger Christemensch uff der linke Seit von sein G'sicht hot, ganz zugedeckt hot. Von ihre bemohlte Lippe und ihr Pauder, was iemmer gestaubt hot, wenn die Petronella mit ihre hohe Absätze uff'm Bode trat, will ich erst gornet rede.

Solle Petronella is also zu uns zurieckkomme. Die Weibsleit von unsre Gemeinde hen mit die Kepf geschiettelt, hen gekritisiert und geschiempfet, nochher sein sie ober doch hinieber g'gonge zu die Petronella, von wege weil sie doch arg neigierig wore.

Wie die Petronella alle ihre schene Kleider und Hiet zu unsre Weibsleit gezeigt hot, und wie sie auch explained hot. wieviel dass solle Sache koste tue, da hen unsre Weiber sich arg verwundret. Manche sein ganz grieneigig worde und hobe daham gleich in solles Buch nachgeschloge, was mir Eaton's Katalog nenne tue. Do hen sie geblättret und gestudiert, vonwege weil sie ausfinne wollte, ob die Petronella net schwindle tut mit die Preise von ihre Kleider.

Eimol sein die Weiber wieder bei die Petronella gewest, und do hobe sie denn gefrogt:

"Von wo tut's ihr denn das Geld fier solle teire Kleider hobe?"

Do hot die Petronella ein fiess ernstes G'sicht g'mocht und hot g'sogt:

"Frauensleit, ich muss eich was soge. Ich hob in die States was gestudiert, was kein Professor net ausstudiere kann. Eine wichtige Sach is das, was ich gestudiert hob. Und solles Studiere, was fier das Glieck von die Menschheit beitroge tut, hot mir soviel Geld eingetroge, wie mir bei meine Kenntnisse und bei meine Erfohrung zukomme tut."

Die Weibsleit hen mit arg verwundrete G'sichter uff die Petronella geschaut, und nochher hot eine, was schon ganz geziettret hot von Neugierde, gefrogt:

"Und was welle Sach hen ihr denn gestudiert?"

Uff solle Frag hot die Petronella den Stuhl, uff was wellen sie g'huckt hat, ganz nohe zu die Weibsleit gezoge, hot sich vorsichtig im room umg'schaut und hot mit geheimnisvolle Stimme gefliestret:

"Verschreckt's net, liebe Nachbarsleit, ober ich hob gestudiert, wie dass man mit die Geister rede kann."

Alle drei Nome von die heilige Familie hot die Schuderer Anna, was auch do wor, ausgerufe, wie sie solles g'hert hot. Und die anre Weiber hen noch eine ganze Litanei von heilige Nome zugefiegt.

"Ihr kennt's mit die Geister rede?" hen sie alle ganz exited gefrogt. Und die Petronella sproch weiter mit ein ganz toternstes G'sicht:

"Tut ihr's glaube, dass ich mit die Geister rede kann? Wer's glaube tut, kann morge Obend zu mir komme, und ich werd eich das Rede mit die Geister vorfiehre. Heit kann ich nix net tue, vonwege weil ich mich uff das Geisterede erst vorbereite muss. Ich muss erst faste, dann muss ich alle gude Geister anrufe, und alle bese Geister mit arabisches Fluchen von mir wegtreibe. Ihr miesst nämlich wiesse, dass die bese Geister immer hinner mir her sein tue, vonwege weil ich Gewalt

ieber sie hobe tu. Kommt's also morge. Ober nur solle, was glaube tue, solle komme. Die Ungleibige sein hier net sicher vor die bese Geister. Ich hob meine Erfohrung, und ich tu eich warne."

Wie unsre Weibsleit solles g'hert hobe, do hen sie geziettret und geschwitzt vor lauter Aengst. Und sie hen auch alles geglaubt. Alle sein sie am nächste Obend zu die Petronella gegange, vonwege weil sie es net mehr stände konnte mit so viel Neigierde in ihrem Leib, was welle Neigierde sie aerger geplogt hot wie 15 Geschwier im Moge.

Und sie sein gegange. Net nur eimol, ober jede Obend hen sie Geistermeeting bei die Petronella g'hat. Und sie hobe auch verzählt, wie dass sie bei die Petronella ihre Hände uff einen geweihten Tisch lege tue, und wie soller Tisch uff alle Froge mit lautes Klopfe antworte tut. Daham sein die Weiber ober iemmer verdrehter worde. Keine hot net mehr sollen Rosenkranz bete wolle, was ein guder Christkatholik bete tut. Die Petronella hot sie nämlich uffgeklärt, dass man ein anren Rosenkranz bete muss, nämlich den Rosenkranz zu die gude Geister. Sollen Rosenkranz hot sie auch zu die Weiber verkauft, fier **$1.00 das Stieck. Und** sie hot g'sogt, solle Rosenkränz sein so teier, vonwege weil ein ganz teirer Segen uff ihne sein tut.

Nun miesst ihr wiesse, dass die Petronella in ein Heisel gewohnt hot, was sie von mir gerentet hot. Und weil ich ein guder Christ sein tu, aus soller Ursach bin ich h'niebergegange zu die geistergestudierte Petronella und hob g'sogt:

"Wenn ich noch von eine Geistermeeting here tu, dann werd Ihr sofort h'naus miesse aus mein christliches Haus."

Die Petronella hot gebiettlet und gebettlet, sie hot geschiempft und arabisch ieber mich gefluchtet. Sie hot auch ein rodes Tiechel g'nomme und hot mit dieses Tiechel mein Bauch und mein Riecke und meine Hände beriehrt und ganz fërchterliche arabische Wort dazu gesproche, wie als wenn sie mich verzaubren wollt. Wie sie mir ober das Tiechel mit ihre heilige arabische Fluchwerter uff's G'sicht lege wollt, da bin ich wietig worde. Ich hob ihr noch eimol meine Meinung g'sogt, und bin hamgange.

Wie ich hamkomme bin, tat meine Pauline mir verzähle, dass heit Obend bei der Petronella ein ganz wichtige meeting sein soll, vonwege weil die Petronella der Feinteier Josepha versproche hot, dass solle Josepha heit Obend mit ihren verstorbenen Zacharias werd spreche kenne.

"Do werd ich schon uffpasse," hob ich mir gedenkt, und hob mich hing'huckt.

Jetzt muss ich eich noch verzähle, dass ich noch ein Heisel geeignet hob, in was welles Heisel der Prumpinger gewohnt hot. Dieser Prumpinger war grod am move. Und vonwege weil er Hilf fier das move gebraucht hot, so hot er den Schaner Zacharias gebete zu helfe. Dieser Schaner Zacharais war einer von die gresste Saufbrieder, was mir in der Welt g'hat hobe. Und weil er gern g'soffe hot, darum is er auch beim Saufe gebliebe und hot ganz uff das Helfe beim move vergesse.

Obends, wie der Zacharias schon ganz b'soffe wor, hot er sich uff eimol an das move erniennret. Und weil er sich g'sogt hot, dass ein Mann tue muss, was er versproche hot, so is er denn obends h'niebergegange ins Prumpinger Heisel. Ich hob ihn h'niebergehe sehe und bin hinner ihm gesprunge, weil man doch sehe muss, was ein B'soffner in mein Haus zu suche hot. Wie ich ins Heisel h'neingeschaut hob, sah ich den Zacharias dort stehe. Der Prumpinger war schon gemuft. Wie der Zacharias solles g'sehe hot, hot er sich in einen offnen Schrank g'huckt, was wellen Schrank der Prumpinger zurieckgelosse hot, vonwege weil er mir zugehert hot. Dort hot der Zacharias g'huckt, hot eine **Flasche** aus seinen Sack gezoge, und fing an zu saufe.

Grad wollt ich ins Heisel h'nein um den Zacharias rauszuschmeisse, da uff eimol hob ich die Petronella und noch sechs anre Weiber uff mein Heisel zukomme sehe. Ein kleines Tischel hobe sie mit sich getroge, und da hob ich gleich gewisst:

"Vonwege weil ich der Petronella verbote hob, in mein christliches Haus Geistermeeting abzuholte, deswege komme sie jetzten in das leere Heisel. Heit is ja doch die meeting, wo die Joseph ihren toten Mann spreche will."

Ich sag Eich, liebe Leser und Leserinnen, ich hob net gewiesst, was zu tue. Wie ich noch eimol ins Fenster noch dene Zacharias schaute, do hob ich g'sehe, wie dieser versoffne Kerl sich in den Schrank h'neingelegt hot zum Schlofe. Da is mir uff eimol ein Gedanke komme, und ich hob mich versteckt und hob die Weiber ins Heisel gehe lasse.

Wie sie h'neinkomme sind, hobe sie den Tisch in die Stuben gestellt, hobe alle Fenster und auch die Tier vom Schrank zugemacht, in was wellen Schrank der Zacharias geschlofe hot, und nochher hobe sie sich an den Geistertisch gestellt, und hobe ihre Hände uff sollen Tisch h'nuffgelegt. Und dann hobe sie ganz still gestanne.

Nach einer Weil sogt die Petronella:

"Ihr Frauensleit, die Geister sein do. Ich tu sie schon fiehle. Eich, Feinteiler Josepha, tu ich jetzten den Ufftrag gebe: Ruft's nach eiren verstorbnen Mann."

Die Josepha is ganz weiss worde. Ich hob's durch's Fenster g'sehe, wie dass ihr die Aengste in die Röck gesesse hobe. Sie hot aber doch g'rufe:

"Zacharias, dein Weib tut dich rufe!"

Und es wor kein Antwort net.

"Tut's noch eimol rufe, und lauder," sogte die Petronella, und die Josepha rief mit zittriege Stimme:

"Zacharias, mein angetrauter und verstorbener Mann, dein Weib tut dich rufe!"

Uff eimol, liebe Leser und Leserinnen, gob's ein Gepolltre im Schrank und ein Sakramentiere, dass die Weibsleit mit laute Quitscher uffsprange. Die Petronella ober tat ganz laut ihre arabische Fluchwerter kreische und tat rufe:

"Bleibt's ruhig, Frauensleit! Ruft's noch eimol, Feinsteinerin, ruft's!"

Die Feinsteinerin ober, was vor Aengste net mehr stehe konnte, hot ein ganz lauten Quitscher gebe, hot alle drei Nome von die heilige Familie g'rufe und nochher: "Zacharias."

Da hot's doch die Schranktier uffgerisse, und h'naus kam der versuffne Zacharias gesprunge mit sollen Sakramentiere, wie ich noch niemols net g'hert hob. Und die Weiber — hen die gequitscht, gekreischt, gebetet und gesprunge. Ich bin auch schnell von mein Fenster fortgehuppst, hob ein leeren pail, was grad dorten gestanne hot, an mich geriesse, und hob's uff den Kopf von das erste Weib gedrieckt, was zur Tier h'nausgesprunge kam. Dies erste Weib war grad die Petronella. Ungeheire arabische Fluchwerter hen ich geschriee, wie ich ihr den pail uff'n Kopf g'setzt hob. Ich tu ja kein Arabisch net verstehe, ober ich hob geschriee:

"Alaikum, Dunnerwettrum, ihr Gotteslästrum, ich werd's eich helfum!"

Die Petronella und die anre Weiber sein wie wietig gesprunge, denn hinner ihne wor der b'soffne Zacharias Schaner mit deutsche, mit russische und mit englische Fluchwerter, wogege kein arabisches Fluchwort von der Petronella net g'holfe hot.

Mit die Geistermeetings wor's jetzt zuend. Es is alles rauskomme, und alle Leit hen bald die Geschichte mit dene versoffne Zacharias gekennt. Die Weiber von die Geistermeetings hen sich ober so arg zusammengeschämt, dass sogar unser Poter Erbormen mit sie g'hat hat und nix in der Kerch davon g'sogt hot.

Do hen ihr eine Geschicht, liebe Leser und Leserinnen, was uns verzähle tut, wie dumm die Leit manchmol sein kenne. Wenn's ihr mir diese Geschicht net glaube wollt, dann kennt's ihr mir eimol schreibe.

Es griesst Eich

Der Schusterseppel.

Das Wiedersehen auf Erden ist schon eine grosse Freude; noch grösser aber ist die Freude des Wiedersehens im Himmel. Diese Freude wartet auf uns; mit dieser Freude wollen wir uns trösten.



Die Krähen schrei'n
Und ziehen schwirren Flug's zur Stadt.
Bald wird es schnei'n —
Wohl dem, der jetzt noch eine Heimat hat.

ACHTUNG!

Voriges Jahr hat der Schriftleiter des Marienboten verschiedene Gemeinden im Prelate-, Tramping Lake- und im Melvilledistrikt besucht. Dieses Jahr wird er seine Leser nicht besuchen können. Wartet deshalb bitte nicht auf ihn, sondern zahlt das Lesegeld bei dem Marienbotenagenten oder durch die Post direkt an uns. Sendet den Marienbotendollar an:

MARIAN PRESS
922 Victoria Ave. Regina, Sask.

Verschiebet bitte Eure Einzahlung nicht. Je pünktlicher wir unser Geld bekommen, umso mehr können wir für unsere Leser tun.

Heilige Mission in Friedenstal, Fairview, Alta.

Vom 9. bis zum 17. Juli predigte der hochw. Herr Pater Joseph Schneider, O.M.I., aus Handel, Sask., bei uns eine heilige Mission. Wie es im gewöhnlichen Leben nottut, des öfteren einen Rückblick über das Vergangene zu halten, wie der Geschäftsmann seine Bücher prüft und der Farmer seine Maschinen überholt, um in Zukunft gut, ja sogar noch besser arbeiten zu können, so tut es jeder Gemeinde gut, sich von Zeit zu Zeit wieder einmal geistig zu erneuern, so eine Art geistiger und religiöser Ueberholung zu unternehmen. So war denn auch die hl. Mission in Friedenstal so recht am Platz, zumal es doch schon ein schönes Stück Zeit ist, seitdem wir eine Mission mitzumachen das Glück hatten.

Viele von denen, die bei der letzten Mission im Jahre 1932 bei uns waren, sind nicht mehr da. Die damals jung waren, sind heute erwachsen, die Plätze der von uns Geschiedenen sind von anderen eingenommen worden. Und so kann man sagen: Es tat uns allen gut, es tat uns allen not.

Unsere Gemeinde schuldet unseren hochw. Herrn Patres J. Wagner, O.M.I., und A. Herter, O.M.I., vielen Dank für alle Mühen um das Zustandekommen unserer hl. Mission. Sie haben uns zum Gebet aufgefordert, immer wieder betonend, dass das die wichtigste Grundlage zur Vorbereitung der hl. Missionstage sei. Ausserdem hatten sie noch Arbeiten und Mühen durchzumachen, die eben an jeden Priester herantreten, der eine Mission vorzubereiten hat.

Es war gewiss keine Kleinigkeit, für Friedenstal einen passenden Missionsprediger zu finden. Erstens sind wir hier doch so weit entfernt von allen anderen deutschsprechenden katholischen Gemeinden—wir leben etwa 400 Meilen nordwestlich von Edmonton—und zweitens ist unsere Gemeinde ein wahres Mischmasch von Dialekten. Wir haben hier Katholiken aus allen Winkeln Deutschlands, wir haben hier Volgadeutsche, Deutschamerikaner, Argentinierdeutsche und die nirgends fehlenden Süd - Russlanddeutschen. Da ist es dem Missionar nicht leicht, es allen recht zu machen. Kurzum: Er muss Menschenkenner und Diplomat in jeder Beziehung sein. Die Wahl unseres Missionars war wirklich eine glückliche. War doch P. Jos. Schneider, O.M.I., eine gewinnende und überzeugende Persönlichkeit, die alle Herzen an sich zog. Unermüdlich war er in seiner schweren Arbeit—drei Predigten am Tage, und Beichthören bis spät in die Nacht hinein. In seinen Predigten war er energisch und ohne alle Menschenfurcht. Wo es nottat, nannte er einen Spaten einen Spaten.



In überzeugender Weise verstand er es, eine Scheidelinie zu ziehen zwischen Gut und Böse, zwischen Tugend und Laster. Als Leitfaden zog sich durch alle seine Predigten die Güte und die Barmherzigkeit Gottes. Wie herrlich, wenn er z.B. unseren himmlischen Vater einen verzeihenden, einen jeden Entschuldigungsgrund suchenden Richter nannte. Oder wenn er sagte, es sei schon eine Beleidigung Gottes, sich den Allmächtigen als strafenden Richter vorzustellen, der Freude an den Qualen jener hat, die er verwarf. Wie wusste P. Jos. Schneider, O.M.I., so viel Schönes über Gottes Vatergüte zu sagen. Aber wie ernst und vorwurfsvoll klangen seine Worte über unsere Undankbarkeit den Gaben Gottes gegenüber. Es waren in der Tat Worte des Heiligen Geistes, die wir da hörten. P. Schneider's Worte und seine weisen Ermahnungen werden gewiss so manchem von uns noch lange in den Ohren klingen. Mögen sie uns noch lange im Gedächtnis bleiben und uns bewahren vor so mancher Dummheit und Schuld.

Am Vorabend der Schlussfeier der hl. Mission fand eine besondere Weihe der ganzen Gemeinde an die hl. Gottesmutter statt. Unvergesslich wird uns diese Feier bleiben: Kinder umstanden mit brennenden Kerzen den Altar der Himmelskönigin, und die ganze Gemeinde sang laut und begeistert das bekannte "Ave Maria" von Lourdes. Erhöht wurde diese Feier noch durch die Gegenwart der hochw. Patres W. Ebert aus North Star, F. Otterbach aus Berwyn und A. Klein aus Notikewin.

Wie zu erwarten, stellte sich auch der böse Feind zum Vernichtungswerke ein. Seinen Me-

thoden treubleibend, im Trüben zu fischen, benutzte er das schützende Dunkel der Nacht, um jede Strassenecke, jeden Hauseingang, ja sogar die Treppe der Kirche mit allerhand antireligiösen Schriften und Büchern zu überschütten. Die Gemeinde blieb den fanatischen Ausstreuern der Schriften die Antwort nicht schuldig. Nach Schluss der erhabenen Marienfeier schleppten die Jungens Holz herbei und machten ein mächtiges "Bonfire." Da hinein flogen Buch um Buch und Heft um Heft. Und die ganze Gemein sang dazu: "Fest soll mein Taufbund immer stehen."

Am 16. Juli kam die hl. Mission zum Abschluss. Ein feierliches Hochamt wurde abgehalten, während dessen der Chor die vierstimmige Messe von Leonard sang. Nach dem Hochamt erteilte der hochw. Pater Missionar allen, die den Missionen beigewohnt hatten, den päpstlichen Segen. Dann folgte der sakramentale Segen, und das Lied "Grosser Gott wir loben Dich" bildete den Schlusstein der hl. Zeit.

Da es aber ein sehr heilsamer Gedanke ist, für die Verstorbenen zu beten, so versammelte sich auf Wunsch unseres hochw. Herrn Pfarrers die Gemeinde am folgenden Tage nochmals in der Kirche, um in einem Requiemamt unserer lieben Toten zu gedenken. Nochmals betrat der Missionar die Stufen des Altars, um über das Gebet für die Toten zu predigen. Nach dem Seelenamt begaben sich Priester und Gläubige auf den Friedhof, um die Gräber zu segnen und um noch einmal für alle Verstorbenen zu beten.

An dieser Stelle sei dem hochwürdigen Pater Missionar nochmals herzlich für all seine Mühen und Arbeiten, für seine Aufklärungen und Mahnungen in den Standespredigten gedankt. Obwohl wir versucht haben, durch eine Kollekte seine Auslagen zu decken, sind wir ihm doch immer noch sehr sehr viel schuldig. Und was wir ihm schuldig blieben, das können wir mit keinem Geld bezahlen. So wollen wir denn beten, damit der liebe Gott ihm Gesundheit schenken möge, damit der hochwürdige P. Schneider, O.M.I., noch recht lange zu Gottes Ehre und zum Heil der Seelen arbeiten könne. Auch materiell wollen wir jeden Missionar fleissig unterstützen, damit sie als gute Samaritaner der Not abhelfen können, wo immer sie sie treffen. Ohne Zweifel wird früher oder später des Himmels Segen mit Zinseszinsen auf uns zurückfallen. Oder hat Gott uns Friedenstalern nicht immer schon seine Güte bewiesen? Ist es nicht, als wenn uns der mächtige, majestätisch schöne Friedensfluss, der unsere Gemeinde umzieht und ihr als Taufpate stand, bisher von allem Unheil und Unglück bewahrt hätte? Haben wir nicht goldenen Weizen geerntet, wenn andere Gegenden ausgedorrt und ausgebrannt wurden?

Das ist wahrhaftig Grund genug, dem Geber alles Guten vom Herzen zu danken. Gewiss hat auch hier das Unglück schon so manchen ergriffen. Doch immer wieder kam die Sonne des Glückes zurück. Möge daher durch diese heilige Mission Gottes Segen auch weiter auf uns herabkommen, uns alle beschützen, und uns unserem erhabenen Ziele näher bringen, das wir bei Gott erreichen sollen. Das ist unser Wunsch, das hoffen wir.

—N.N.

St. Marienprovinz

Der hochw. Pater Provinzial J. Boekenfoehr, O.M.I., gab folgende Ernennungen und Versetzungen bekannt:

Pater Nik. Feist, O.M.I., bis zum Juni d. J. Oberer des Oblatenseminars zu Battleford, Sask., wurde zum Pfarrer der St. Joseph's-Gemeinde in Winnipeg ernannt.

Pater Jos. Switallo, O.M.I., erhielt seine Ernennung zum Oberen unseres Seminars in Battleford, Sask. Er hat sein Amt bereits im August angetreten.

Pater Ueberberg, O.M.I., hat die St. Joseph's-Gemeinde zu Winnipeg verlassen, um die katholische Gemeinde in Grayson, Sask., übernehmen zu können.

Pater Joseph Schulte, O.M.I., ging von Grayson als Pfarrer nach Allan, Sask.

Pater P. Bieler, O.M.I., bisher Pfarrer zu Allan, übernahm die katholische Pfarrei zu Prelate, Sask.

Pater Ackermann, O.M.I., Pfarrer in Prelate, erhielt seine Ernennung zum Theologieprofessor in unserem Battleforder Priesterseminar.

Pater Fr. Plischke, O.M.I., der lange Jahre hindurch Hl. Schrift in unserem Oblatenseminar zu Battleford dozierte, hat die St. John's Gemeinde bei Denzil, Sask., übernommen. Die St. John's Gemeinde erhielt in Pater Plischke, O.M.I., ihren ersten eigenen Pfarrer.

Pater H. Loran, O.M.I., hat nach vierjähriger aufbauender Tätigkeit in unserer Marienpresse Regina verlassen und wird von jetzt ab in Prelate, Sask., arbeiten.

Allen diesen neuversetzten hochw. Herrn wünschen wir Glück und Gottes reichsten Segen in ihrem neuen Amt.

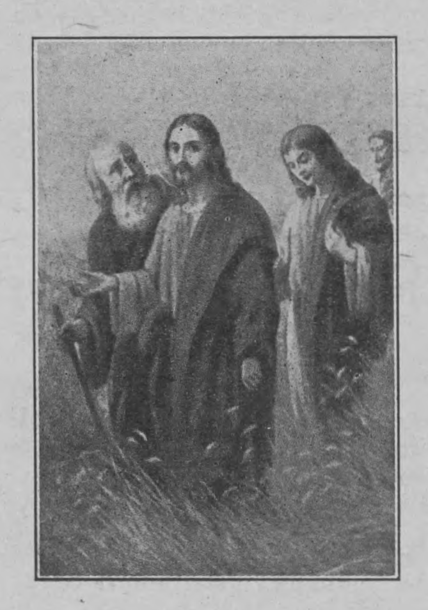
Die Mutter des Verurteilten

Von J. Prim.

Das Schaffot war auf dem grossen Platze vor dem Gefängnis errichtet. In fieberhafter Aufregung drängte sich eine bunte Menge durch die Strassen der kleinen Stadt Avesnes. Das dumpfe Gemurmel und Lärmen der Menge drang wie fernes Meeresrauschen über die hohen Mauern des Gefängnisses. Aus der ganzen Umgegend strömte die schaulustige Menge herbei. Der Scharfrichter und sein Gehilfe waren schon am Abend angelangt. Trotz des hartnäckigen Leugnens des Angeklagten hatte man die Todesstrafe über ihn verhängt.

Eine alte, reiche Dame, die äusserst sparsam lebte, Mme. Jean Benoit, bewohnte allein die 1. Etage eines Hauses in der Allee Pont-rouge. Diese war unter besonders traurigen Umständen ermordet worden. Eines Morgens fand ihre Aufwärterin Therese, welche täglich ihre Hausarbeit verrichtete, die Türe ihrer Wohnung halb offen stehen. Ganz verwundert über diese unvorsichtigkeit der alten Rentnerin, begab sich die Aufwärterin sofort in das Schlafzimmer. Hier bot sich ihr ein entsetzlicher Anblick, der sie wie versteinert auf ihren Platz bannte. Frau Benoit lag mit durchschnittenem Halse in ihrem Bett, dessen Kissen mit geronnenem Blut ganz besudelt waren. In ihrer krampfhaft geschlossenen Hand hielt sie ein Büschel Haare, die sie dem Mörder ausgerissen hatte. Das unglückliche Opfer war im ersten Schlafe überrascht worden. Keine andere Spur des Kampfes existierte. In den weitgeöffneten Augen der Toten spiegelten sich noch Schrecken und Entsetzen. Als Therese sich vom ersten Schrecken erholt hatte, beeilte sie sich, bei der Polizei die Anzeige zu machen.

Wie war es nur möglich, dass der Mord geschehen konnte, ohne dass die anderen Hausbewohner etwas gehört hatten? Der Haushund hatte nicht gebellt. Er kannte also den Mörder. Die aufgebrochenen Schränke, die hinausgerissenen Schubladen, die aufgeschnittene Matraze im Nebenzimmer, alles bewies, dass ein Raubmord begangen war. Die Hausbewohner und Nachbarn wussten, dass die Rentnerin sehr kostbaren Schmuck besass und täglich Brillantohrringe von hohem Werte trug. Der treue Hund lag am Fussende des Bettes mit ausgestreckten, steifen Pfoten und verrenktem Halse. Allem Anscheine nach hatte man ihm ein sofort tötlich wirkendes Gift eingegeben.



In der 2. Etage wohnte ein junger Mann von 23 Jahren, namens Jaques Begon. Er war Chemiker und begab sich jeden Morgen zur Arbeit zu einer Fabrik im Nachbarorte. Er war der einzige Sohn seiner Mutter, einer Beamtenwitwe, mit welcher er zusammen wohnte. Die innigste Liebe verband Mutter und Sohn. Jaques verehrte seine arme Mutter, deren einzige Stütze er war. Er hegte und pflegte sie in seiner freien Zeit, wie sein kostbarstes Juwel und erwies ihr alle erdenklichen Aufmerksamkeiten, um sie über den erst kürzlich erfolgten Tod ihres Gatten, seines Vaters, zu trösten. Als der Handelsagent Daniel Begon infolge einer Gehirnentzündung starb, hatte sein Sohn Jaques eben seine Militärzeit beendet. Es gelang dem strebsamen, jungen Manne, in einer Fabrik eine Stelle zu finden. Leider war sein Gehalt nicht sehr hoch, und da der kleine Haushalt doch noch viele Kosten verursachte, beschloss er, abends einigen jungen Leuten, die sich auf das Abiturientenexamen vorbereiteten, Nachthilfestunden in der Mathematik zu geben. Auf diese Weise erhöte er sein Einkommen und seine Mutter konnte einen gemütlichen Haushalt führen. Eines Tages wurde seine Mutter schwerkrank. Da er sich ganz ihrer Pflege widmete, konnte er mehrere Tage nicht zur Fabrik gehen und musste auch die Privatstunden aufgeben.

In diesen schweren Tagen, in welchen er Tag und Nacht nicht vom Bette seiner Mutter wich, war der Mord geschehen. Ein blutbefleckte Messer, das man als Jaques Eigentum erkannte, hatte man in dem Gange neben dem Zimmer der Ermordeten gefunden. Die schwarzen Haare, welchen man in der Hand des armen Opfers fand, waren von derselben Farbe wie diejenigen Jaques. Der junge Chemiker wurde wegen dieser Verdachtsgründe verhaftet. Er verteidigte sich zwar energisch gegen diese Anklage; jedoch musste er gestehen, das jenes gefundene Messer das seinige sei. Er war ganz sprachlos vor Entsetzen und konnte das Geheimnis dieses sonderbaren Verhängnisses nicht erklären. Wie kam sein Messer

dorthin?......Gerade vor die Zimmertüre der Frau Benoit? Der Verdacht war zu schwerwiegend. Trotz seines überzeugungstreuen Tones liess der Untersuchungsrichter ihn ins Gefängnis führen. Bei dem Zeugenverhöre häuften sich die Verdachtsgründe. Die Geschworenen bewilligten für den schändlichen Mord, der an der wehrlosen alten Frau begangen war, keine mildernden Umstände. Der Staatsanwalt beantragte die Todestrafe.—

Das Gnadengesuch war abgewiesen. Der verhängnisvolle Tag war angebrochen. Der Chemiker sollte sein Verbrechen auf dem Schaffot sühnen!

Das Holzgerüst des Schaffots ragte düster zum blauen Himmel hinauf. Der Henker prüfte das Fallbeil, versuchte ob die Maschine gut funktionierte und stellte sich nach diesen traurigen Formalitäten kalt und ruhig auf die schmale Plattform. Sein Gehilfe, der ebenso unnahbar war wie er, bereitete sich auf die traurige Arbeit vor.

Es wurde Tag. Der frische Heuduft der benachbarten Wiesen erfüllte die Morgenluft. Ein warmes Lüftchen wehte Blumen Düfte herüber. Die Sterne verblichen langsam, einer nach dem andern. Es war im Juli; die Luft rein und kräftigend. Gärten und Wiesen grünten und blühten. Vögel zwitscherten unter grünem Laubdache. Am nahen Bache ertönte Nachtigallenschlag. Die Hähne begrüssten mit lautem Krähen die Morgensonne. Die ganze Natur lud zur Freude und Lebenslust ein.—

Von Minute zu Minute stieg die Aufregung der Menge. Aus allen Strassen strömten Scharen Menschen, die sich das nervenkitzelnde Schauspiel nicht entgehen lassen wollten, herbei. Es entstand ein fürchterliches Gedränge; einer stiess den andern weg, um sich einen guten Platz zu sichern. Jeder wollte gut sehen können, um einmal ein angenehmes Gruseln zu empfinden. In einer dicht gedrängten Gruppe machten einige Frauen aus dem Volke zynische Scherze. Von weitem vernahm man ganze Lachsalven. Die Juristen haben Recht, dass sie fordern, die zum Tode Verurteilten im inneren Gefängnishofe, geschützt vor unberufenen Blicken, hinzurichten.

In der Ferne ertönte jetzt lauter Trommelwirbel. Die Gespräche stockten. Die Pforte des Gefängnisses öffnete sich. Die



Gendarmen hatten die Menge zurückgedrängt, und der traurige Zug nahte sich langsam, feierlich....Grabesstille herrschte, alle stellten sich in atemloser Spannung auf die Zehenspitzen, um besser sehen zu können.

Plötzlich erscholl ein scharfer, durchdringender Schrei der Todesangst. Eine Frau stürzte mit wirr herabhängendem Haar aus der Menge und forderte ihren Sohn, ihren geliebten Sohn, von dessen Unschuld sie überzeugt war, zurück. Die arme Frau streckte verzweifelnd ihre Arme nach ihrem Kinde aus und wollte sich eine Bahn durch die ihn umzingelnden Soldaten brechen. In ihrem wahnsinnigen Schmerze schlug sie mit Händen und Füssen nach ihnen......Sie wollte ihn dem Tode entreissen, mit ihren Armen umschlingen, ihn mit ihrem eigenen Körper schützen. Sie wollte mit lauter Stimme seine Unschuld verkünden.

Alle waren tief ergriffen über den namenlosen Schmerz dieser armen Mutter. Sie hatten alle inniges Mitleid mit dieser armen Witwe, deren Antlitz durch Tränen und schlaflose Nächte ganz entstellt und leichenblass war. Mit wilden, entsetzten Blicken und gefalteten Händen kniete sie vor den unbarmherzigen Soldaten nieder, rutschte auf den Knien weiter und erhob verzweifelnd ihre Hände zu dem auf dem Schaffot stehenden, eisig blickenden Scharfrichter und Henckers Knecht, indem sie wie eine verwundete Löwin, der man ihr Junges nehmen will, vor Verzweiflung heulte.

Bei ihrem Anblicke belebten sich die Züge des zum Tode Verurteilten, und er rief mit herzzerreissender Stimme:

"Mutter! Mutter! Ich schwöre dir bei dem Haupte unseres lieben Verstorbenen... bei deinen ehrwürdigen, weissen Haaren, die ich anbete... auf meine Ehre, die mir mehr gilt als mein Leben . . . Ich schwöre dir bei allem, was mir heilig ist, dass ich unschuldig bin . . .!"

"Verflucht sei der Schuldige.... verflucht der Niederträchtige, welcher dich meiner Zärtlichkeit entrissen hat . . . verflucht der Schurke welcher........"

Sie konnte den Satz nicht vollenden, denn aus den ersten Reihen der Zuschauer stürzte ein wildaussehender Mann, mit lauter Stimme rufend:

"Es ist mir nicht möglich; ich kann mein Geheimnis nicht mehr für mich behalten. Es erstickt mich...........ja, ich bin es...........ich allein........ich bin........der Schuldige........der Mörder! Ich halte den Beweis meines Verbrechens in Händen. Hier sind die Brillantohrringe, die ich Mme. Benoit gestohlen habe...." Dann zog er ein Schmuckkästchen hervor, welches er bis jetzt unter seiner Bluse verborgen hatte: "Hier sind die Schmuckstücke, ihr Halsband," stiess er keuchend aus. "Sehen sie meine Haare an, sie sind ebenso schwarz wie die des Angeklagten, der festen

Schrittes zum Schaffot geht. Dieses Messer hatte ich ihm an dem Tage gestohlen, an welchem ich Mme. Benoit ermordet hatte. Ich wollte den Verdacht auf ihn lenken, was mir ja auch gelungen ist. Ich habe den verzweifelten Klagen seiner Mutter, den Gewissensbissen, welche mich bestürmen, nicht widerstehen können. Als ich diese arme, jammernde Frau sah, habe ich an meine Mutter, an meine alte Mutter gedacht, die auch soviel wegen meines schlechten Lebens gelitten hat. Mit dem geheiligten Namen der Mutter auf den Lippen, werde ich unter dem Fallbeil mein Leben aushauchen! Jetzt liefere ich mich aus. Man möge mich verhaften!"

Nun reichte er seine Hände den Polizisten hin. Auf ein Zeichen des Staatsanwaltes bemächtigten sie sich des Mörders und legten ihm die Handschellen an. Zu ihrem grössten Erstaunen erkannten sie ihn als einen mehrfach bestraften Verbrecher, der vor einigen Monaten aus dem Gefängnis entflohen und spurlos verschwunden war. Er war der nächste Nachbar seines unglücklichen Opfers. Er hatte Mme. Benoit schon gekannt, als sie noch ein Kind war, kannte ihr Lebensweise und ihre Gewohnheiten.

Ein schwaches, verworrenes Gemurmel erhob sich, denn alle standen unter dem Bann dieses tragischen Schauspiels. Dann ertönte lautes Rufen und schrilles Pfeifen. Alle stiessen Verwünschungen und Beleidigungen aus. Von allen Seiten brüllte der Pöbel: "Er soll zum Tode verurteilt werden!" Die ungeheure Volksmenge erhob und senkte sich wie die Meereswogen, durchbrach den Bretterzaun, zerriss die Seile und stürzte sich wütend und drohend auf den gemeinen Vagabunden, um ihn zu ergreifen und zu lynchen. Die berittenen Schutzleute drängten die Menge zurück. Die Soldaten pflanzten ihre Bajonette auf und zogen ihre Säbel blank. Ein wirklicher Kampf entspann sich zwischen der wütenden Menge und der kampfbereiten Soldateska. Die Schutzleute und Soldaten mussten sich die grösste Mühe geben, um die Menge zu verhindern, Lynchjustiz zu üben.

Während man den ausgepfiffenen und angespuckten Verbrecher wegführte, war die arme Witwe in unbeschreiblicher Aufregung. Die Menge wandte sich jetzt ihr zu und brachte ihr eine stürmische Ovation. Man umringte, beglückwünschte sie und drückte ihr teilnehmend die Hände. Frauen umarmten sie weinend, selbst Männer wurden gerührt und wischten sich verstohlen über die Augen. Und sie — sie — die mutige Mutter starrte wie geistesabwesend in die Ferne. Sie stand da wie angewurzelt und vermochte nicht, sich den Umarmungen und Händedrücken zu entziehen. Sie war im Uebermass ihres Glückes einer Ohnmacht nahe!

In den Annalen des dortigen Gerichtes fand sich nicht ein einziger solcher Fall verzeichnet.

Man schob natürlich die Hinrichtung auf. Während man die treue, heldenmütige Mutter hoch leben liess, führte man ihren Sohn Jaques ins Gefängnis zurück, wo über sein Schicksal entschieden werden sollte.

Der Prozess wurde wieder aufgenommen und Jaques Unschuld sonnenklar erwiesen. Er wurde der Freiheit und seiner Mutter zurückgegeben. Durch die Verteidigungsrede eines berühmten Advokaten war nicht nur seine Ehre vollständig wiederhergestellt worden, sondern man überreichte ihm auch eine grosse Geldsumme. Mutter und Sohn waren nun für den Rest ihrer Tage vor Nahrungssorgen geschützt. Trotzdem blieb die Wunde offen, die seinem Ehrgefühl geschlagen, sie vernarbte nicht. Dieser Schicksalsschlag war zu hart für ihn gewesen. Seine Gesundheit war erschüttert. Keine Nacht schlief er ruhig. Von schrecklichen Träumen gequält, wälzte er sich unruhig auf seinem Lager. Seine arme Mutter war ausser sich vor Sorgen um das teure Leben des wieder geschenkten Sohnes. Trotz der Liebesbeweise, die sie von allen Seiten empfangen, trotz der Achtung, die man ihr bezeigte, blieb Jaques traurig und niedergeschlagen. Selbst die Zärtlichkeit seiner Mutter vermochte nicht mehr, ihn zu trösten, zu erheitern. Sein Leben war vergiftet! Nun fassten beide den Entschluss, auszuwandern, in ein fremdes Land zu ziehen, wo sie vielleicht Ruhe und Vergessenheit finden würden. Aber ach, selbst fern dem Vaterlande, aus dem juristischer Irrtum sie vertrieben, verblich die Erinnerung an die ausgestandenen Qualen nicht und verfolgte sie bis zum Grabe, wo Mutter und Sohn den Frieden fanden, der ihnen auf Erden geraubt worden war!

Man sündigt, wenn man einem Mitmenschen heimlich etwas wegnimmt, wenn man im Handel und Verkehr denselben betrügt oder übervorteilt; ferner wenn man fremdes Besitztum beschädigt, Gefundenes nicht nach Möglichkeit zurück gibt. Das einem andern gehörige Gut darf man nicht behalten, den zugefügten Schaden muss man wieder gut machen.

Lebensweisheit

Der Gottesfürchtige weiss sich jeden Augenblick im Angesichte des Herrn.





Vereinigte Staaten. Christlich denkende Beobachter hatten an dem kürzlich von Premier Churchill und Präsident Roosevelt verkündeten "Friedensprogramm" Anstoss genommen, weil es mit keiner Silbe die vordem von Präsident Roosevelt als eine der "vier Freiheiten" geforderte Freiheit der Religion erwähnte. Man fürchtete, diese Auslassung des Wortes "Religionsfreiheit" könnte ein Zugeständnis an Stalin sein. Demgegenüber erklärte Präsident Roosevelt aber in einem Sonderbericht an den Kongress, dass das verkündete Acht-Punkt - Friedensprogramm "naturnotwendig die Freiheit der Religion einschliesst."

★ ★ ★

Religionsfreiheit ist ein Wort, an das wir Katholiken mit aller Zähigkeit halten. All die vielen und grossen Programme unserer heutigen Welt reden von Gerechtigkeit und kämpfen für Gerechtigkeit. Wir wollen hier nicht prüfen, ob alles auch wirklich gerecht ist, was mit dem Wort "Gerechtigkeit" bezeichnet wird. Eines aber wissen wir: Wenn auch jeder Kämpfer von heute wahre Gerechtigkeit im Sinne hätte, Gerechtigkeit allein kann uns nicht helfen. Gerechtigkeit zieht scharfe Grenzlinien zwischen Schuldner und Gläubigen. Da gibt es keine Brücke zwischen den Menschen, als bis alle Schuld bis auf den letzten Heller bezahlt ist. Und Gerechtigkeit im internationalen Leben ist ein derartig verknäultes Ding, dass man schon die unendlich weise Gerechtigkeit Gottes haben müsste, wenn man wahrhaft gerecht urteilen wollte, wo und wieweit das Recht dieser oder jener geht, und wo ihr Unrecht und das Unrecht der anderen beginnt. Unsere Menschenweisheit ist zu sehr eingenommen von nationalen und wirtschaftlichen Vorurteilen, als dass ein wahrer Frieden zwischen den Menschen auf der alleinigen Basis menschlicher Gerechtigkeit zustande kommen könnte. Wir brauchen etwas mehr als nur Gerechtigkeit, um aus den tiefschwarzen, undurchdringlichen Konflikten von heute endlich wieder einmal zum Licht der Freiheit und des Friedens zu gelangen. Wir brauchen das, was unser Papst immer wieder in seinen Ansprachen und Schreiben betont: Wir brauchen eine Lebensbasis, die auf Gerechtigkeit und Liebe steht. Allen muss Gerechtigkeit zuteil werden. Wo aber die Gerechtigkeit nicht mehr ausreicht, wahren ausgleichenden Frieden zu schaffen, da muss die Liebe angewandt werden. Jene Liebe, die uns das Christentum lehrt, und die keine wahre Liebe wäre, wenn sie nicht verzeihen, wenn sie nicht schenken, opfern und vergessen könnte. Weil wir die Liebe brauchen, deshalb achten wir Katholiken so sehr auf das Wort "Religionsfreiheit." Wir wollen, dass es in jeder politischen Kundgebung genannt werde, und dass uns auch jede politische Kundgebung feste Garantien dieser Freiheit in die Hand legt. Denn ohne Religion gibt es keine Liebe. Und ohne Religionsfreiheit keine Erziehung zur Liebe.

★ ★ ★

Gerechtigkeit und Liebe heisst es immer wieder in den Aufrufen unseres Papstes. Der Tag des Friedens wird kommen, muss kommen. Und was wird dann sein? Dann wird eine neue Ordnung des wirtschaftlichen sowie auch des internationalen Lebens gebaut werden müssen. Papst Pius XII. gab in fünf Punkten die allernotwendigsten Vorbedingungen dieser neuen Ordnung: Er fordert:

1. Sieg über den Hass, der heute die Völker entzweit und das Schwinden von Systemen und Handlungen, welche diesen Hass erzeugen.
2. Sieg über das Misstrauen, das einen lähmenden Druck ausübt auf das internationale Recht und jede ehrliche Verständigung vereitelt.
3. Sieg über das verhängnisvolle Prinzip, dass Nutzen Grundlage und Zweck des Rechtes sei, und dass Macht Recht schaffen kann.
4. Sieg über jene schwebenden Konflikte, die sich ergeben aus der Unausgeglichenheit der Weltwirtschaft.
5. Sieg über jenen Egoismus, der, sich stützend auf seine eigene Macht, die Ehre und Eigenständigkeit von Staaten ebenso zu schmälern trachtet, wie er die gesunde, gerechte und geordnete Freiheit von Personen beeinträchtigt.

Klarer als diese fünf Punkte kann wohl nichts anderes beweisen, dass Gerechtigkeit allein nicht imstande ist, uns nach dem Kriege das aufzubauen, was heute der Sinn alles Kämpfens ist— oder sein sollte. Die oben genannten Punkte sind fünf Siege, die der Einzelmensch so wie auch die Völker erst über sich selbst erringen müssen, wenn sie sich an das Werk des wahren Friedens machen wollen. Deshalb nicht nur Gerechtigkeit, aber auch Liebe, die auf den Fundamenten der Religion steht.

★ ★ ★

Mexiko. Die neue Bundesverfassung Mexikos bestimmt in einem ihrer Artikel, dass "religiöse Handlungen innerhalb des Hauses nicht als öffentlicher Kultus angesehen werden dürfen." Trotzdem betrachteten gewisse Beamte die Anwesenheit eines Priesters oder eines Nichtfamilienmitgliedes bei einem Familiengottesdienst als öffentlichen Kultus; dies hatte zur Folge, dass das betreffende Haus von der im Gesetz über die Nationalisierung des Eigentums vorgesehenen Beschlagnahmung bedroht war. Nun hat der oberste Gerichtshof entschieden, dass "die Behörden die Ausübung des privaten Kultus nicht verhindern können und dass Geistliche irgendwelcher Bekenntnisse ihr Amt in Privathäusern frei ausüben können."

Nach dem am 29. Dezember 1934 erlassenen Gesetz über die Nationalisierung von Privateigentum verfallen nicht nur alle Kirchen und Pfarrhäuser, sondern auch alle Gebäude, die mit dem Kultus irgendwelche Beziehung haben oder zu Kultuszwecken im weitesten Sinne verwendet wurden, der Einziehung. Infolge der weitmaschigen Terminologie des Gesetzes war kein Mexikaner des Eigentumstitels mehr sicher und der Grundstückmarkt erlitt infolgedessen einen starken Rückschlag. Der oberste Gerichtshof hat nun entschieden, dass, wenn einmal ein Gericht den privatrechtlichen Eigentumstitel gegen die vom Innenministerium verfügte Beschlagnahmung geschützt hat, das Ministerium den gleichen Fall nicht wieder durch ein zweites Nationalisierungsverfahren aufnehmen kann.

★ ★ ★

Vatikan. Staatssekretär Hull gab am Freitag bekannt, dass Myron C. Taylor, Präsident Roosevelts Sondergesandter am Vatikan, innerhalb der nächsten Tage auf seinen Posten zurückkehren werde. Taylor befindet sich seit mehreren Monaten in den Ver. Staaten, um sich von einer schweren Erkrankung zu erholen.

★ ★ ★

Ein Heldenjubiläum. In der Aussätzigenkolonie auf Molokai, wo sie seit siebenundvierzig Jahren die Aermsten der Armen betraut, beging Schwester Elizabeth das goldene Jubiläum als Schwester des hl. Franziskus.

Die Brücke

Von einem Dichter stammt folgende Parabel: "Vor meinen Augen war Finsternis. Ein bodenloser Abgrund hemmte meinen Schritt. Nichts regte sich rings umher. Ich fühlte mich verloren in Nacht und Stille. In weiter, weiter Ferne, hinter einem undurchdringlichen Schein und Schleier, sah ich Gott wie einen dämmernden Stern. Da rief ich: Meine Seele! Meine Seele! Wenn du über diesen Abgrund hin, durch diese Nacht zu Gott gelangen willst, brauchst du eine Brücke mit Millionen Bogen! Wer kann die Brücke bauen? Keiner? Keiner! Verderben muss ich hier!' Da erhob sich vor mir eine weisse Schattengestalt. Und dieser Schatten hatte die Stirne einer Jungfrau und die Hände eines Kindes. Einer Lielie glich er, die einen Schutz in ihrer eigenen Reinheit hat. Der Schatten faltete seine Hände und Licht strömte aus diesen Händen. 'Wenn du es ernstlich willst, werde ich dir eine Brück bauen!' Ich hob meine Augen auf zu dem bleichen Unbekannten. 'Wer bist du?' — 'Ich bin das Gebet.' "

* * *

Ja, das Gebet ist die Brücke zu Gott; es führt uns über den Abgrund, der die Erde vom Himmel, den Menschen von Gott trennt. Im Gebete steigt unsere Seele schon jetzt zu Gottes Thron empor. "Was anderes ist das Gebet," sagt der hl. Augustinus, "als ein Aufsteigen der Seele vom Irdischen zum Himmlischen?" Und der hl. Johannes Chrysostomus nennt das Gebet "eine Himmelfahrt des Geistes".

Wohin führt die Langeweile?

Die Langeweile führt zur Sünde und vor allem zur Gewohnheit der Sünde; sie führt zur Trokkenheit des Gemüts, zur Schlaffheit der Seele, zur Abnahme aller Fähigkeiten.

Die Langeweile erlaubt alles — entschuldigt alles — rechtfertigt alles.

Die Langeweile altert innerlich und äusserlich.

Im täglichen geprüften Gewissen setzt sich der Staub des Bösen weniger leicht an als in nie durchforschten Falten.



Das Gemeindekind

Erzählung von
Maria von Ebner-Eschenbach

(Fortsetzung)

Pavel bebte vor Entzücken und Hoffnungsfreudigkeit bei diesen gütigen Worten, aber zu tun, wie ihm geheissen, vermochte er nicht. Zagend blinzelte er zu der Ehrwürdigen empor, die vor ihm stand, so licht und hehr in ihren dunklen Gewändern. Ihm war, als hätte er in das Antlitz der heiligen Jungfrau geschaut, und als sein Blick im Niedergleiten ihre Hände streifte, da meinter er zwischen den schlanken, über dem Gürtel gefalteten Fingern den Schlüssel zum Himmel blinken zu sehen. Wie gepackt und niedergeworfen von einer gewaltigen Faust lag er mit einemmal auf seinen Knien, und seine Lippen murmelten leise und inbrünstig: "Erlösen! Erlösen!"

Im nächsten Augenblick kniete seine Schwester neben ihm und begann auch zu rufen, nur lauter, nur kühner als er: "Erlösen! Erlösen! Ehrwürdige Mutter, erlösen Sie ihn!"

Die Angeflehte machte eine Bewegung der Abwehr. Sie reichte Milada beide Hände, zog sie in die Höhe und sprach: "Ich weiss nicht, was ihr wollt, und so bittet man nicht. Auch du, Bursche, steh auf und sage vernünftig, was du zu sagen hast."

Pavel erhob sich sogleich, seine Wangen glühten braunrot, Schweisstropfen perlten an den Wurzeln seiner Haare, er wollte sprechen, brachte aber nur ein heiseres und undeutliches Gemurmel hervor.

"Sprich du für ihn, was er will!" wendete die Oberin sich an Milada.

"Er möchte so gern hierbleiben," erwiderte das Kind bewegt und kleinlaut, "er möchte Knecht sein bei den Kühen oder bei den Pferden."

Die Ehrwürdige lächelte, und ihr Gefolge, die grossen und die kleinen Nonnen, die breiten und die schmalen, die freundlichen und die strengen, lächelten gleichfalls.

"Wie kommt er auf den Gedanken? Hat ihn jemand hergewiesen? . . . Fräulein Oekonomin, ist eine Stelle frei in der Wirtschaft?"

"Keine," antwortete die Angeredete.

Pavel bildete sich ein, zwischen den beiden Frauen sei es hin und her geflogen wie ein Blick stillen Einverständnisses, als die Oberin von neuem fragte:

"Vielleicht denkt aber der Meier daran, einen der Knechte zu entlassen? Der Bursche kann früher davon gehört haben als wir; wäre das nicht möglich?"

"Nein, ich weiss ganz bestimmt, dass der Meier nicht daran denkt, einen Knecht zu entlassen."

"So — so," versetzte die Oberin, "nun denn, mein Kind, da ist nichts zu tun, da war der falsch berichtet, der dich zu uns geschickt hat. Geh denn heim, mein Kind, geh mit Gott, und du, kleine Maria, in die Klasse! — in die Klasse!"

Sie wollte sich abwenden und ihren Weg weiter verfolgen. Pavel warf sich ihr entgegen; ehrfurchtsvolle Scheu hatte bisher seine Zunge gebunden, die Angst der Verzweiflung löste sie.

"Um Gottes willen, gütige, gebenedeite Klosterfrau," rief er und fasste die Oberin am Kleide, "um Gottes willen, behalten Sie mich, schicken Sie mich nicht ins Dorf zurück . . . Meine Milada sagt, dass ich brav werden soll, im Dorf kann ich nicht brav werden . . . Hier will ich's sein, behalten Sie mich hier . . . Im Dorf bin ich ein Dieb und muss ein Dieb sein . . ."

"Kind, Kind, was sprichst du?" entgegnete die Ehrwürdige. "Niemand muss ein Dieb sein, jeder Mensch kann sich sein Brot redlich verdienen."

"Ich nicht!" schrie Pavel und wehrte sich mit allen Kräften gegen zwei Nonnen, die vorgetreten waren und das Gewand der Oberin aus seinen Händen zu lösen suchten, "ich nicht!" . . . Was ich verdiene nimmt der Virgil und versauft's, und ich muss auch seine ganze Arbeit tun und bekomme nichts . . . Die Gemeinde sollte mir Kleider geben und gibt mir nichts . . . und wenn die Virgilova hingeht und sagt: 'Der Bub hat kein Hemd, der Bub hat keine Jacke,' sagen sie: 'Und wir haben kein Geld' . . . aber wenn sie auf die Jagd gehen wollen und ins Wirtshaus, dann haben sie immer Geld genug . . ."

Ungläubig schüttelte die Oberin den Kopf und machte Einwände, die Pavel widerlegte. Der

wortkarge Junge sprach sich in eine derb zutreffende Beredsamkeit hinein. Was er vorbrachte, war nicht die Frucht langen Nachdenkens; die Erkenntnis seines ganzen Elends kam ihm zugleich mit der, dass es eine Rettung geben könne aus diesem Elend, und jede neue Anklage gegen seine schlechte Adoptivmutter, die Gemeinde, und jeden neuen Ausbruch der Entrüstung und des Jammers schloss er mit dem leidenschaftlichen Beschwören: "Behalten Sie mich! Schicken Sie mich nicht ins Dorf zurück!" Allein — ob seine Augen sich angst- oder hoffnungsvoll auf die hohe Frau richteten, der er die Macht zuschrieb, sein trostloses Schicksal in ein glückliches zu verwandeln, immer begegneten sie demselben Ausdruck seiner Unerbittlichkeit. Und wie sie vor sich hinblickte, unendlich fromm, unendlich teilnahmlos, so tat ihr ganzes Gefolge, und der schwer begreifende Pavel begriff endlich, dass all sein Flehen vergeblich sei.

"Geh, mein Kind," sprach die Oberin, "geh mit Gott und bedenke, wo immer du wandelst, wandelst du unter seinen Augen und unter seinem Schutz. Und wenn er mit uns ist, was vermögen die Menschen wider uns? Was vermag ihr böses Beispiel und was die Versuchung, in der ihr böses Beispiel uns führt? Geh getrost, mein Kind, und der Herr geleite dich."

Sie gab der Pförtnerin einen Wink; diese eilte, die Tür der Halle zu öffnen. Stumm, ohne Gruss schritt Pavel dem Ausgang entgegen. Da ertönte plötzlich ein durchdringender Schrei. Milada, die bisher regungslos dagestanden, ohne den Blick, ohne das ein wenig heuchlerisch zur Seite geneigte Köpfchen auch nur einmal zu erheben, rannte ihrem Bruder nach: "Warte, ich geh mit dir!" rief sie, hing sich an seinen Hals, küsste ihn und schluchzte: "Armer Pavel! Armer Pavel!" Ganz ausser sich schlug sie mit den kleinen Fäusten nach den Nonnen, die an sie herantraten und sie sanft beschwichtigender Weise zur Ruhe ermahnten. Sie keuchte, sie wimmerte: "Lassen Sie mich! Ich will mit ihm gehen, weil er arm ist, weil er ein Dieb ist . . . Sehen Sie, sehen Sie! er hat Lumpen, er hat nichts zu essen, ich will auch Lumpen haben, ich will auch nichts zu essen haben, ich will nicht eine Heilige sein und in den Himmel kommen, wenn er in die Hölle kommt!"

Sie schrie, als ob sie sich mit Gewalt die Brust zersprengen wollte, und er, kämpfend zwischen seiner Bestürzung über ihre Heftigkeit und seiner Freude über diese unerwartete Aesserung ihrer Liebe, starrte sie an, beschämt, beglückt — und völlig ratlos, und rührte sich nicht, als die Klosterfrauen einen dichten Kreis um ihn und Milada schlossen, die Arme der Kleinen von seinem Nacken lösten und sie, festgehalten an Händen und Füssen, emporhoben. Es geschah mit grösster Schonung, ohne das geringste Zeichen von Ungeduld; ein tiefes Leid, ein inniges Bedauern war alles, was sich in den Mienen der frommen Frauen aussprach, als ihr Zögling auch jetzt noch seinen Widerstand fortsetzte.

"Pavel!" kreischte das Kind, "Pavel, reiss mich los! — Gehen wir fort, weit weg . . . gehen wir zusammen in die Arbeit, in den Ziegelschlag, wie früher, wie damals, wo wir klein waren . . . ich will achtgeben auf dich, dass du kein Dieb mehr wirst. — Reiss mich los! . . . Nimm mich mit . . . Geh nicht allein . . . ich seh dich nie mehr, wenn du allein weggehst. — Sie lassen dich nie mehr zu mir . . . Nie mehr!"

Ihr Schreien endete in nicht unterscheidbaren Lauten, in einem heiseren Husten. Pavel stöhnte; der Hilferuf der Kleinen schnitt ihm ins Herz, und doch blieb er unbefangen genug, um zu denken: was sie verlangt, ist unmöglich, was sie sich zutraut, geht weit über ihre Kräfte. Sie schwieg endlich — gewiss vor Erschöpfung. Pavel konnte sie nicht sehen, drei- und vierfach waren allmählich die Reihen geworden, die die Klosterfrauen zwischen ihr und ihm bildeten. Statt der überangestrengter Stimme seiner Schwester, vernahm der Bursche eine reine, glockenhelle, die ermahnte, zusprach, gleichmässig, eindringlich und immer leiser . . . Pavel hielt den Atem an und horchte — die Kleine blieb ruhig. — Nur aufseufzen hörte er sie manchmal aus tiefster, schmerzzerrissener Brust, und scheinen wollte ihm, als nenne sie dabei seinen Namen. Und er hielt sich nicht länger, er stürzte vor, den Kreis zu durchbrechen, der ihm den Anblick seiner Schwester entzog. Er hatte Widerstand erwartet und fand keinen; wie auf ein gegebenes Zeichen wichen die Klosterfrauen zu beiden Seiten aus, und er sah Milada vor sich stehen, an der Hand der Oberin, bleich, zitternd, das Köpfchen wieder schief geneigt, die rotgeweinten Augen gesenkt — die um ihn rotgeweinten Augen! . . . Eine fast unüberwindliche Lust ergriff ihn, sie in seine Arme zu nehmen und mit ihr zu entfliehen. Die Tür war offen, ein paar Sätze, und er hätte das Freie erreicht, und einmal draussen, sollten sie ihm nur nachlaufen, die Klosterfrauen! . . . Aber dann? Wohin bringst du das Kind? fuhr es ihm durch den Kopf, und die Antwort lautete: Ins Elend! und er überwand die rasch und heiss auflodernde Versuchung.

"Tritt näher," sprach die Oberin, "sage deiner Schwester Lebewohl."

Er folgte dem Geheiss und setzte aus eigner Machtvollkommenheit hinzu: "Am nächsten Sonntag komm ich wieder."

Die Kleine brach von neuem in Tränen aus und flüsterte, ohne aufzublicken: "Darf er?"

"Das kann ich nicht im voraus sagen," erwiderte die Ehrwürdige, "es hängt ja nicht von mir ab, sondern von dir, von deiner Aufführung, dein Bruder darf immer kommen, wenn du gut, gehorsam und" — sie legte besonderes Gewicht auf diese Worte — "nicht ungeduldig bist."

"So schau!" rief Pavel fröhlich aus. Die Bedingnis, an die sein Wiedersehen mit der Schwester geknüpft worden, enthielt für ihn die trost-

reiche Verheissung. Er begriff nicht, warum Milada traurig und ungläubig den Kopf schüttelte, da er, sie küssend und umarmend, versprach, sich in acht Tagen gewiss wieder einzufinden. Und als die Kleine hinweggeführt worden, und er, dem Befehl der Pförtnerin gehorchend, die Halle verlassen hatte und nun draussen stand auf dem Platz vor dem Kloster, lachte er vor sich hin. Er lachte über das törichte Kind, das die Trennung von ihm jahrelang guten Mutes ertragen, und das sich nun, da es einen Abschied für eine Woche galt, so bitter grämte. Die arme Kleine, wie liebte sie ihn! Wann hätte er sich's träumen lassen, dass sie ihn so sehr liebte! — Alles wäre sie bereit gewesen, um ihn aufzugeben, das schöne Haus, in dem sie wohnte, ihre guten Kleider, das gute Essen . . . ja sogar die sichere Aussicht auf das Himmelreich . . .

Das will er ihr lohnen, er weiss schon wie; er wird sich ihrer Liebe würdig machen. Wonniger Stolz, die herrlichste Zuversicht erfüllte ihn; etwas Köstliches, Unbegreifliches schwellte sein Herz. Er gab sich keine Rechenschaft davon, er hätte es nicht zu nennen gewusst, es war ihm ja so neu, so fremd, es war ja — Glück. Unter dem Einfluss des Wunders, das sich in ihm vollzog, meinte er auch von aussen kommende Wunder erwarten zu müssen. Und wie er so langsam dahinschritt, gestaltete sich aus seinen webenden Träumen immer deutlicher die Ueberzeugung, dass er einer grossen Veränderung seines Schicksals entgegengehe, dem geheimnisvollen Anfang zu einem schöneren, besseren Leben.

Eine Stunde wanderte er schon und hatte kaum den vierten Teil des Weges zurückgelegt, da überholte ihn ein Bote, der gleichfalls aus der Stadt kam und nach dem Dorfe ging; ein alter Bekannter, der Nachtwächter Wendelin Much. Der Mann wurde jeden Sonntag am frühen Morgen von der Baronin nach dem Kloster geschickt. Er überbrachte das Taschengeld für Milada, einen Brief für die Oberin und Geschenke für die Armen und hatte den Wochenbericht über den Schützling der gnädigen Frau in Empfang zu nehmen. Dem, den die Ehrwürdige heute sandte, waren in Eile folgende Zeilen hinzugefügt worden:

—"Die Zusammenkunft der beiden Kinder hat den erwarteten Erfolg nicht gehabt. Dieselbe gab vielmehr dem Tropfen Vagabundenblut, der leider in den Adern unsres Lieblings rollt, Gelegenheit, sich wieder zu regen. Wir fürchten, es werde langer Zeit bedürfen, bevor es uns gelingt, den üblen Eindruck, den dieses erste und, wenn Frau Baronin unsern Rat befolgen, auch letzte Wiedersehen der Geschwister auf Maria hervorgebracht hat, zu verwischen."

8

Als Pavel am späten Nachmittag heimkehrte, sah er schon im Beginn der Dorfstasse die Virgilova wie auf der Lauer stehen. Sie rief ihn von weitem an und begrüsste ihn voll Freundlichkeit und fragte teilnehmend nach seinen Erlebnissen. Er gab einsilbige Antwort, schielte misstrauisch nach der Alten und dachte: Was will sie mir antun, die Hexe?

Seine Ungewissheit über ihre Absichten dauerte nicht lange, die Hartnäckigkeit, mit der sie sich an seine Fersen heftete, ihre eifrig und ängstlich wiederholten Ermahnungen: "Wart doch!....renn nicht so!" führten ihn auf die richtige Spur. Von der Hütte wollte die Alte ihn fernhalten, in der Hütte ging etwas vor, dessen Zeuge er nicht sein sollte. Den Verdacht kaum gefasst, und sofort versetzte er sich in Trab, war bald an Ort und Stelle, stiess heftig gegen die Tür und sprang in den Flur. Sein erster Blick richtete sich nach der Stube. Dort sass Vinska auf dem Bette, schön und nett angetan, das Gesicht in die Hände gedrückt und schluchzte. Vor ihr stand der Peter mit einer wahren Armensündermiene, war feuerrot und hatte sein Hütlein, das drei Pfauenfedern schmückten, weit zurück ins Genick geschoben.

Als Pavel auf der Schwelle erschien, erhob Vinska sich rasch: "Bist wieder da? was willst? was sucht?" rief sie.

Er blickte finster und grimmig die Federn auf Peters Hütlein an und fragte: "Hast ihm die geschenkt?"

Eines Atemzugs Dauer war Vinska verwirrt, der Bürgermeistersohn aber warf sich in die Brust. "Was untersteht sich der Hund?—Geht's dich an?" sprach er. "Troll dich!"

Pavel spreizte die Beine aus und stemmte sie auf den Boden, als ob er an ihn anwachsen wolle. "Für dich hab' ich die Federn nicht gestohlen. Sie gehören der Vinska. Gib sie der Vinska zurück!"

Peter wendete den Kopf, brüllte ein langgedehntes drohendes "Du!" und holte mit der Faust gegen Pavel aus. Im selben Augenblick glitt Vinska ihm in den Arm und lehnte sich an ihn mit der ganzen Wucht ihrer kräftig zierlichen Gestalt. Sie trocknete an seiner Schulter eine Träne ab, die ihr noch auf der Wange stand. "Tu ihm nichts, er weiss ja nichts," sprach sie, "er ist so dumm!"

"Wer?"stiess Pavel hervor, und kalter Schweiss trat ihm auf die Stirn.

"Der fragt!" antwortete das Mädchen, "und jetzt hör an und merk dir: Was mir gehört, gehört auch dem"—sie tippte mit dem Finger auf Peters Brust—, "ich brauch es ihm nicht erst zu schenken, weil ich selbst ihm gehöre mit Haut und Haar. Und solange er mich behalten will, ist's recht, und wenn er mich einmal nicht mehr will, geh ich in den Brunnen."

Der Bürgermeisterssohn wiederholte sein früheres "Du!" aber diesmal richtete es sich an die Geliebte. Seine Drohung schloss einen zärtlichen Vorwurf ein, und so stämmig und selbstbewusst er dastand, und so hilflos und voll Hingebung sie

an ihm lehnte, die Stärkere—schien sie.

"Schon recht, schon recht! Ich weiss doch, dass ich in den Brunnen muss," sprach sie seufzend, heiraten kann ja mein Liebster mich armes Mädel nicht."

"Heiraten, der-dich?" Pavel brach in ein plumpes Gelächter aus, "heiraten?....Das hast dir gedacht?"

"Nie—, entgegnete Vinska schwermütig. "Ich hab' mir nie etwas andres gedacht als: er ist halt mein erster Schatz, ich werd schon loskommen von ihm, kommen ja so viele los von ihrem ersten Schatz. Jetzt aber merk ich—ich kann's nicht, und wenn's heute heisst: der Peter gehorcht dem Vater und heiratet die reiche Miloslava, sag ich kein Wort und geh nur in den Brunnen."

"Mädel! Mädel!" schrie Peter, stampfte mit dem Fusse, fasste ihr rundes Köpfchen mit seinen beiden Händen und drückte einen leidenschaftlichen Kuss auf ihren Mund.

Pavel stürzte aus der Hütte.

Draussen schüttelte er sich, als ob er in einen Bremsenschwarm geraten wäre und das giftige Getier, das ihn von allen Seiten anfiel, loszuwerden suche. Dann begann er, so müde er war, ein rastloses Wandern durch das Dorf. Dass die Vinska, trotz des Versprechens, das er ihr abgerungen, die Geliebte Peters geblieben war, daran — suchte er sich einzureden — lag ihm nichts mehr. Aber dass sie, die Tochter des Trunkenbolds Virgil und seines verachteten Weibes, es darauf abgesehen hatte, die Frau des Bürgermeistersohnes zu werden, das erschien ihm unverzeihlich und frevelhaft, dafür konnte die Strafe nicht ausbleiben, und dafür musste die Vinska am Ende wirklich in den Brunnen.

Bei dem Gedanken ergriff ihn ein schneidendes, unerträgliches Weh und zugleich eine wütende Lust, den andern etwas mitzuteilen von seiner Pein. Die Dunkelheit war hereingebrochen, tiefe Ruhe herrschte, und ihr Frieden empörte den Friedlosen, der umherirrte, grollend, mit kochendem Blut. Er hatte den Bereich der Häuslerhütten verlassen, er schlich am hocheingeplankten Wirtsgarten dahin, dem gegenüber das Haus des Bürgermeisters sich erhob. Die Tür wurde eben geöffnet, zwei Männer traten heraus, Pavel erkannte sie an ihren Stimmen, als sie jetzt über die Strasse herüberkamen: es waren die zwei ältesten Geschworenen.

"Steht schlecht mit ihm, wird's nicht mehr lang machen — was meinst?" sagte der eine.

"Kaum mehr lang," erwiderte der andre.

Wer? — Um Gottes willen, wer wird's nicht mehr lang machen? . . . Der Bürgermeister . . . Pavel besann sich plötzlich, dass er dem Manne jüngst begegnet war und ihn erst nicht erkannt hatte, weil er so verändert ausgesehen. Der Bürgermeister ist krank und wird sterben, und dann ist Peter sein eigener Herr und kann die Vinska heimführen . . . wenn er will.

Die Bauern schritten dem Wirtshaus zu, Pavel folgte ihnen, ihren Reden lauschend, aber nicht fähig, eine Silbe zu unterscheiden. Ein heftiges Hämmern und Brausen in seinem Kopf übertönte den von aussen kommenden Schall. Der Gedanke, der ihn einen Augenblick rasend gemacht, hatte seine Schrecken verloren vor einem andern, nicht minder peinlichen, aber viel ungeheuerlicheren, weil er das Unmögliche als möglich erscheinen liess und ihm die Gehasste, die Geliebte zeigte vor dem Altar, im Brautkranz, der ihr nicht mehr gebührte. Ein unleidlicher Schmerz ergriff ihn, und dem tobenden Kampf in seiner Seele entstieg der zornige Wunsch: Wenn sie doch lieber in den Brunnen müsste!

Den vor ihm langsam herschreitenden Männern schlossen sich andere an, die Gruppe blieb eine Weile im schleppenden, wortkargen Gespräch vor der offenen Wirtshaustür stehen und trat dann in die Gaststube. Pavel schlich nach bis in den Flur, weiter wagte er sich nicht. Das Zimmer war überfüllt, doch gab es heute weder Tanz noch Musik; man spielte Karten, man rauchte, man trank, man zankte. Einige Burschen traktierten ihre Mädchen mit Braten und Wein. An einem Tisch sass Arnost zwischen der Magd und dem Knecht des Herrn Postmeisters bei einem Glase Bier, aus dem die drei abwechselnd tranken. Der schmächtige Häuslersohn hatte sich in der letzten Zeit tüchtig herausgemacht, sah wohlgenährt aus, war ordentlich gekleidet, befand sich sogar im Besitz einer Tabakspfeife. Vor einem Jahre hatte er das Glück gehabt, seinen liederlichen Vater zu verlieren, seitdem ging es ihm gut; er erhielt sich und die Mutter von seiner Hände Arbeit und erlaubte der Alten nicht mehr, das Diebeshandwerk zu treiben. Als sie es unlängst wieder versuchte und er sie dabei betraf, prügelte er sie erbarmungslos durch und schwor, er werde die alte Katze schon lehren, das Mausen aufzugeben. Mit den Genossen seiner Jugendstreiche liess er sich nicht mehr ein und hätte den Pavel nicht einmal mit einem Hölzchen anrühren mögen; doch erwies er ihm hier und da kleine Wohltaten in Erinnerung der vielen Schläge, die der Hirtenjunge einst an seiner Stelle einkassiert hatte.

Als er ihn hereingucken sah, machte er die andern auf ihn aufmerksam und meinte, dem Buben sähe doch immer der Hunger aus den Augen. Die kleine Gesellschaft erhob sich, Arnost bezahlte, behielt aber von den Kreuzern, die er auf seine Silbermünze herausbekam, einen in der Hand und schleuderte ihn prahlerisch, noch aus der Mitte des Zimmers, dem Pavel zu. Der fing ihn auf, hielt ihn ein Weilchen in der erhobenen, geschlossenen Hand, öffnete sie aber plötzlich und liess das Geldstück zu Boden gleiten.

Arnost fuhr auf: "Dummer Kerl! such ihn jetzt, such den Kreuzer." Pavel aber steckte die Hände in die Taschen: "Such selbst, ich brauch dein Geld nicht, ich hab Geld!" antwortete er, zog

seinen Beutel hervor und schwenkte ihn triumphierend, dass die Silbergulden klapperten.

— Geld! Der Lump, der Bettler hatte Geld! Da gab's nur einen Aufschrei, da wurde die Aufmerksamkeit allgemein, viele Leute verliessen ihre Sitze, in der Tür entstand ein Gedränge. Der Knecht packte Pavel am Kragen, schüttelte ihn und wetterte: "Woher hast du's? woher? Dieb!" Und nun konnte der Junge sich freuen, dass seine Jacke so morsch war und nachgab, als er den Fuss gegen die Beine des Knechtes stemmte und sich mit einem kräftigen Ruck losriss. Einen Fetzen des alten Kleidungsstücks in den Händen seines Bedrängers zurücklassend, schnellte er davon, sprang zur Tür und über die Stufen hinaus in das bergende Dunkel.

Kaum entronnen, die Verfolger auf den Fersen, rief er noch zurück: "Woher ich's hab? — gestohlen hab ich's!" und stob davon mit höhnendem Gelächter, und durch ihn selbst auf die richtige Fährte geleitet, eine Schar junger Burschen, Arnost an der Spitze, fluchend und drohend ihm nach.

Er rannte die Dorfstrasse wieder hinauf bis zu dem Gässchen, das, von zwei Häusern gebildet, auf den Platz führte, auf dem die Schule stand. In das Gässchen warf er sich, prallte an den friedlich daherschreitenden Nachtwächter an, fegte den Alten so glatt nieder, dass dieser hinfiel wie ein Armvoll Getreide unter einer scharfen Sense, stolperte selbst, schnellte wieder empor und lief weiter, indes der Nachtwächter durch sein Geschrei die hinter Pavel Herjagenden, die seine Spur schon verloren hatten, wieder auf sie lenkte. Dem Gehetzten blieb eben noch Zeit genug, die Schule zu erreichen. Er fand die Tür unverschlossen, trat ein, schlug sie zu, schob den Riegel vor und polterte die Treppe zur Stube des Lehrers hinauf, indes Arnost und seine Gefährten schon an der Haustüre pochten und lärmten.

Habrecht sass am Tische mitten im Zimmer, beim Schein einer kleinen, hell brenneden Lampe und las. Er hatte die Ellbogen auf den Tisch und die Wangen auf die geballten Fäuste gestützt, und die sonst immer so matt und müde blickenden Augen glühten in seltsam schmerzlicher Begeisterung. Wie aus einer höheren, traurig-schönen Welt ins irdische Elend zurückgezerrt, sah er halb zürnend, halb erschrocken zu dem ungestümen Eindringling hinüber und verbarg dabei mit einer unwillkürlichen Bewegung beider Hände die Blätter des aufgeschlagenen vor ihm liegenden Buches.

"Herr Lehrer!" keuchte Pavel atemlos, "Herr Lehrer, heben Sie mir mein Geld auf!" Er hielt ihm sein Beutelchen hin und berichtete in hastigen, abgebrochenen Sätzen, wie er zu dem Reichtum gekommen war, und in welchen Verdacht er sich bei den Leuten gesetzt hatte, die nun da unten Spektakel machten.

"Hat dich wieder der Teufel geritten?" fuhr Habrecht ihn an, lief zum Fenster, öffnete es, schrie hinab, so laut er konnte, und befahl der brüllenden Meute, sich zurückzuziehen. Er nehme den Buben in Gewahrsam, er stehe gut für ihn, er werde ihn morgen schon selbst dem Bürgermeister vorführen. Half alles nichts, er musste seine Warte verlassen und sich hinunter zu den Stürmern begeben, um sie wenigstens daran zu hindern, ihm die Tür einzurennen. Und derweil der Alte auf der Strasse parlamentierte, stand Pavel in der Stube, mit brennendem Kopf, die Hände, die seinen durch ihn selbst gefährdeten Schatz festhielten, an die Brust gepresst. Ich will's nicht wiedertun, ich will so etwas nicht mehr sagen, dachte er.

Eine ihm endlos dünkende Zeit verstrich, der Lärm nahm allmählich ab, es wurde still. Arnost und seine Begleiter traten den Rückgang an, doch hörte man noch lange ihre erregten Stimmen. Der Lehrer betrat die Stube, er war sehr erhitzt, und eine unerhörte Verwirrung herrschte in seinen dünnen, nach allen Richtungen flatternden Haaren.

"Jetzt sind sie fort," sagte Pavel, und Habrecht brummte: "Wenn sie nur nicht wiederkommen."

"Sie sollen sich unterstehen!" rief der Junge mit einem bedeutsamen Blick auf den Krug, der im Winkel neben dem Bette stand. "Wenn sie wiederkommen, schütte ich ihnen Wasser auf den Kopf."

"Das wirst du bleiben lassen, denk erst daran, dein Geld zu verstecken. Schau her." Der Lehrer rückte den Tisch gegen die Wand und hob ein Stück der Diele, auf der er gestanden hatte, in die Höhe. Es zeigte sich ein kleiner hohler Raum, in den der Lehrer das Buch, mit dem Pavel ihn beschäftigt gefunden, und das Geld legte, und den er sorgsam verdeckte.

Der Junge hatte ihm mit der grössten Aufmerksamkeit zugesehen, und nachdem alles in Ordnung gebracht war und der Tisch wieder auf dem alten Fleck stand, fragte er:

"Was ist's denn mit dem Buch? Ist's ein Hexenbuch?"

Habrecht geriet in Zorn: "Wie töricht redest du und wie frech; weisst nicht, was mich am meisten verdriesst, willst auch mich zum Feinde haben, hast noch nicht Feinde genug? Manchmal," fuhr er, immer mehr in Hitze geratend, fort, "habe ich mich gewundert, dass sie all gegen dich sind, ich hätte mich nicht wundern sollen, es kann nicht anders sein, es ist deine eigene Schuld. Wen magst denn du? -Vor wem hast denn du Achtung? . . . Nicht einmal vor mir! . . . Ein Hexenbuch!"

Er wiederholte das Wort mit einem neuen Ausbruch der Entrüstung und rang die anklagend erhobenen Hände.

(Fortsetzung folgt)



What would you say?

By Robert J. Schilling

IF YOU DON'T KNOW THE ANSWER



"Jumping jitterbugs!" I fairly shouted at Slats, "you've got more questions than your licorice stick has squeals! Ease off a little, can't you? I'm no two-footed encyclopedia!"

Sure I was stumped. I admit it. But, gosh! what's a fellow to do? Here Slats and I were, on our way home from orchestra practise talking over the best way of getting the outfit's brass section to push their buttons together, when out of a Chesterfield smoke screen he starts popping all sorts of questions, tough questions about the Church. And he expects me to answer them!

"But, Bob," he comes right back, "you believe all that stuff I was asking you about, don't you?"

"Sure, I believe it, but I can't explain it all."

"Well, that's just what I can't see. Honest to Oscer, it seems to me that their just aren't any answers to a lot of pretty important questions about your religion—at least I've gotten mighty few. You Catholics believe all right, but you do not seem to know exactly why."

Just at that squirmish point in the conversation Poke Conway in "Miss Behaven III" pulled up to the curb and offered us a lift home.

The following Saturday I was driving Father Martin back from his weekly confession visit to the County Home.

"By the way, Father," suddenly remembered something I had been wanting to ask him, "what is a fellow to do when same non-Catholic starts firing all sorts of questions about the Faith at him?"

Father pulled himself up in his seat.

"Well, I should imagine there are a number of things you could do in such a case. You might commit mild mayhem, or you might even answer the questions."

"Sure, but suppose he asks a lot of questions that a fellow two years out of high school has either never heard before, or has long since forgotten? Gosh, I think I know most of the answers in the small catechism, and a few of those in our high school apologetics text, but it would take a theologian, a priest, to answer some of the questions I've been asked."

"I suppose so," Father nodded slowly. "The unfortunate thing, Bob, is that you can't always have a theologian on hand for ready reference. Now I will say that all the questions you will ever be asked could fall under two headings—those which you could and should be able to handle; and those which require the special training of a theologian.

"About the first class, the easily answerables, I would say that a lad who has had twelve years of Catholic schooling should always be able to give a fairly satisfactory answer to all the questions concerning the fundamentals of his religion—the Oneness of the Church, her Mission, her Infallibility, etc. If you young Catholics can't answer such questions, then poor mother Church had better call a redeal and start your education right from scratch again."

"I can see that all right, Father, but that does not seem to be the whole trouble," I countered.

"Most of us can and do handle the ordinary questions. It's the questions whose answers aren't in the back of the high school text book that cause all the trouble. People outside the Church seem to think that we should know everything there is to be known — plus a little more — about the Catholic Church. And that's a pretty large assignment."

"True enough, Bob. You will run into a lot of questions that I would put into my second class—the unanswerables. The unanswerables are in a league by themselves and require a technique all their own. When a person pops a question that you know calls for handling by an expert, there's just one thing to do on the spot—administer a dash of first aid, and then call for a regular doctor."

"But sometimes it's pretty blamed difficult to administer even the first aid. Frequently when a questioner gets one of us a little punch groggy he immediately decides that he has the whole Church on the ropes waiting for the punch that will put the lights out."

"I've met such people myself," admitted Father. "You must just try to make them realize that the fact that you do not know the answer to a particular difficulty does not mean that there is no answer. You simply have to explain that although you are stymied, still you know there is an answer to their problem; what's more, you know where that answer can be found. There's a lot of difference between not knowing an answer, and not knowing that there is an answer. A reasonable objector will recognize that difference too. See what I mean, Bob?"

"I think so, Father. When I don't know the answer to a question I ought to admit that I'm stuck, but not so badly stuck as to let anyone go away thinking that the Church has no answer just because I don't know it."

"Right, except for a few additions. Before calling on your local theologean why not try looking up the answer yourself; you might learn something. Ever hear of Father Conway's 'The Question Box? You can get a copy from OUR SUNDAY VISITOR for sixty cents, you know."

"Maybe I'll get one, Father."

"Then too, Bob," Father continued, "we priests even though we can't travel along with you youngsters to pull you out of tight places, are most always on hand when you need us around the Church. You could, you know, drop around occasionally and talk over your brain-twisting difficulties."

As we pulled up before the rectory, Father Martin flashed his old I'm - counting - on - you smile and said:

"All of which goes to prove again the tremendous job you lads and lassies in the front lines have on your hands. The reputation of the Church depends upon the showing you can make with the non-Catholics with whom you dine, dance and dunk doughnuts. What you can't answer they feel the Church can't answer; when you slip up a bit they think the whole Church is on the oily skids—and that's quite a responsibility. Thanks for the lift, Bob."

Cowboy Studies for Priesthood



— An "all-round cowboy" who has riddn in rodeos before audiences in the United States, Canada and Mexico is now studying at the Joliette Seminary with an aim to becoming a priest, a writer for La Jeunesse Ouvriere (The Young Worker), official publication of the Catholic Young Workers or Jocists, has discovered.

Bollder Landry, professional cowboy, was born in Laconia, New Hampshire, 26 years ago. He saw his first show when 10 years of age. The cowboy's impressed him so much that he practiced continuously until he was able to lasso, throw knives and walk a wire. When he was but 16 another show appeared at his home town, and he was successful in obtaining a contract.

Bollder Landry said he crossed the United States 16 times from East to West and seven times from North to South. He also appeared in Canada, Mexico and South America.

"Good morning lady, I'm from the gas and electric company. Is there anything in the house that won't work?"

"There is. And that's him upstairs hollering for his breakfast."

Mr. Lewellin Confides

By Thomas A. Bolten

Mr. J. J. Lewellin, president of "Fluffy Duff Soap Company, was a hard-boiled executive; but when it came to women he melted into a first class knight without armor. He had the utmost confidence in their superior mentality, both in social and business matters; especially now since a whole truckload of soap was stolen right from under the noses of his meal employees.

As far as he was concerned his office could be run on a more profitable basis if he did have women instead of men. At least they would screech if they saw a burglar.

"The stupidity of it all," he shouted from his inner office with a voice that shook the buildings for blocks around. "Such asinine efficiency. Why for two fiddlesticks I'd fire the whole lot of you. Do you realize what the loss of $19,000 worth of soap means to this company?"

"Yes, Mr. Lewellin."

"Well, do something then," he threw his cigar down with a bang. "Find out who got away with that load of soap."

"Yes, Mr. Lewellin." A milksop clerk picked up the smouldering cigar and handed it back to the president. "Your cigar, sir."

"I don't want it," he exploded. "Get out, all of you. Johnny, see who's at the door."

"It's a lady, sir."

"Tell her I can't see her ... I am too busy."

"She insists it's important, sir. Here is her card."

J. J. Lewellin snatched the card from the clerk and glanced at it hurriedly.

MISS HELEN BIGGS
PRIVATE DETECTIVE

"Well, send her in then. I will see her." He reached over, picked up the broken cigar, and puffed furiously.

"How do you do, Mr. Lewellin ... I am Helen Biggs."

"Yes, yes, I know you are; but what do you want?"

"I have valuable information that will lead to the capture of the band of crooks who stole your truckload of soap."

"You have?" J. J. shouted as he made a vain attempt to get up from the undersized swivel chair.

"Sssshhhh! Not so loud," Miss Biggs confided. "You know there are ears on the wall. We musn't be overheard. Otherwise an investigation may be to no avail. These men are shrewd and may have leads right here in your factory ... spying on you."

The executive melted into a conversational tone. "How do you know all this?"

"Well, I am a private detective...you see." She leaned forward and placed one elbow on the edge of his desk. "But I pretend that I'm not. That is how I get all my information. Sometimes I am a saleslady, sometimes I am a scrub woman. Lately I am working on a case where the crooks I am tracing down like to frequent the cocktail lounges. So, I'm a hostess, and that is how I ran into this information about your soap."

"Well, who are they?" he demanded. "Where are they now? Let's have them arrested."

"Oh, it isn't as simple as all that, Mr. Lewellin." Helen tactfully withdrew a short distance from the desk bringing the president of the "Fluffy Duff Soap Company" head, neck and heels after her. "Cases like this," she explained, "must be handled cautiously. One false move and all would be lost. We must get the leaders of this gang also. Otherwise they would go on and on robbing other poor victims."

"Alright, alright," he urged her nervously. "You do it your own way. What do you want me to do? I'll do whatever you say."

"Let me see," she said hesitatingly.

"What's the matter? What is it?"

"You see, Mr. Lewellin," she faltered again. "I was on another case when I stumbled into this information about your merchandise."

"I know, I know," he made a flourish with his big fat hand. "If you take my case now I'll pay you well."

"I appreciate that too, Mr. Lewellin; but I haven't finished my last case yet and this work is important ... you know."

"I'll advance you $500 if you give up that case and work exclusively on mine until you have traced down the criminals. Then I'll pay ou $1000 more when the case is closed."

"That is very generous of you, Mr. Lewellin, but I am afraid they will call my contract."

"Nonsense, Miss Biggs, no-one need ever know that you took this job at all. Besides if they do find out, I never yet saw the contract that could not be fixed up in case of necessity."

"Well..." She hesitated for a long time.

"I'll have my attorney take your case if anything develops; and I'll advance you five hundred dollars more if you will agree. What do you say?"

"Alright, Mr. Lewellin." She stood up quickly. "I will do it. It is just two o'clock. I warrant you will see the whole story in the papers before you expect it. Shall I phone you as soon as I get a clue?"

"Yes, do that. Here's a check for $1000. I wish you lots of luck. The sooner you apprehend those criminals the sooner you get the rest of that money."

For two and a half hours Mr. Lewellin sat contentedly in his office looking over odd accounts and thinking of Miss Biggs. At four-thirty the office boy broke into the office with the evening paper.

"Look here, Mr. Lewellin. They know the thief who stole our soap."

"Who is it? Let's see that paper."

J. J. Lewellin gasped and slumped to the floor after reading: BUNKO MARY McKEE, ALIAS HELEN BIGGS, DISPOSES OF $19,000 LOOT OF MERCHANDISE STOLEN FROM THE FLUFFY DUFF SOAP COMPANY. A REWARD OF $2,000 WILL BE PAID FOR ANY INFORMATION LEADING TO THE ARREST AND CONVICTION OF SAID PERSON.

How old is your Church?

If you are a Lutheran, your religion was founded by Martin Luther, an ex-monk of the Catholic Church, in the year 1517.

If you belong to the Church of England, your religion was founded by King Henry VIII in the year 1534 because the Pope would not grant him a divorce with the right to re-marry.

If you are a Presbyterian, your religion was founded by John Knox in Scotland in the year 1560.

If you are a Protestant Episcopalian, your religion was an offshoot of the Church of England, founded by Samuel Seabury in the American Colonies in the 17 century.

If you are a Congregationalist, your religion was originated by Robert Brown in Holland in1582.

If you are a Methodist, your religion was launched by John and Charles Wesley in England in 1744.

If you are a Unitarian, Theophilus Lindley founded your Church in London in 1774.

If you are a Mormon, (Latter Day Saints), Joseph Smith started your religion in Palmyra, N. Y., in 1829.

If you are a Baptist, you owe the tenets of your religion to John Smyth, who launched it in Amsterdam in 1606.

If you are of the Dutch Reformed Church, you recognize Michaelis Jones as founder, because he originated your religion in New York in 1628.

If you are a Christian Scientist, you look to 1879 as the year in which your religion was born and to Mrs. Baker Eddy as its founder.

If you worship with the Salvation Army, your sect began with William Booth in London in 1865.

If you are a Roman Catholic, you know that your religion was founded in the year 33 by Jesus Christ the Son of God, and that it has not changed since that time.

A MODERN PARABLE

A train was pulling into the depot. On the platform stood a very small, crippled fruit vendor. His basket was filled with fruit and nuts ready to sell to the passengers. The train had not yet come to a full stop when a business man swung himself from the train and in his haste collided with the boy on the platform. The basket was overturned and its contents scattered.

The man saw what had happened, but as a crippled fruit boy was the only one concerned and as the man was in a hurry, he walked away toward the city without a word.

Just then the train stopped and a travelling salesman alighted. He, too, had important business in the city, but here was a boy in trouble. The traveller saw what had happened—the scattered fruit, the crippled boy, the distress on his face, and the tears in his eyes.

The man said nothing, but he set down his bag, and quietly, but rapidly assisted the boy to gather and replace in the basket the fruit and packages which could be rescued. The task was completed, and the traveller was about to leave when he reached into his pocket, and taking out a piece of silver, placed it on the top of the basket.

As he did so, the boy looked up through his tears into the face of the man and said, "Say, mister, be you Jesus?"

"No," said the man, "I am not Jesus, but I am one of His Followers, and, as I go about, I try to do the things which He would do if He were here."



Ven. Mother Marie M. d'Youville

Running Water

By William A. Leising, O.M.I.

Running water? Why the North is the land of running water. It has more lakes than any other country in the world! It has mighty rivers with leaping rapids and tumbling water falls. It has stagnant muskegs, quicksand springs and mountain streams.

Yet, in our hospital here in Fort Smith we have no running water. Yes, a HOSPITAL without running water!

In 1941 His Excellency Archbishop Gabriel Breynat, O.M.I., collected sufficient funds to build a small hospital here. The Grey Nuns of Montreal generously took over the work of nursing. At the time there was not enough to install a water system. More missions had to be built in remote places; new souls were waiting to hear the teachings of Christ on the Arctic Coast and in the desolate Barren Lands.

So 27 years have rolled by and in that time the hospital has become the healing centre of the North. From all corners the Indians came in with their ills. Canoes, skiffs and snowshoes became the ambulances for the sick. Victims of the North with frozen hands and feet, gashed legs from the sharp ice, white staring eyes from the blinding snowfields, wasted forms with advanced cases of tuberculosis.

So great was the influx of patients that the hospital began to gasp for more rooms. A new wing had to be built which increased the capacity to 50 beds. Yet with all these patients, with weekly operations, dressings, preparations of meals, there was no running water. Each new year had brought emergencies of such gravity that the Archbishop had not been able to fulfill his promise to put in a water system.

When I came to this mission last September one of the first odd things that caught my eye was a Sister trudging up the hill, bent under a neck-yoke, carrying two pails of water. At first I thought Sister must be getting a little fresh drinking water from the deep well. It didn't occur to me to ask about it.

Some weeks later I was standing in the operating room. The patient was all prepared for the surgeon. Everything seemed to be on the starting line excepting the water! Looking out of the window, I saw the same little Sister struggling up the hill under her yoke, carrying the two pails of water.

The doctor saw me from the other side of the room. He knew what I had been watching. He motioned me over to him. "Father," he said in a low voice, "come out into the waiting room for a minute. It will be at least fifteen minutes before we can start." I walked out with him.

"Father, he said, "I could read your mind while you were looking out of that window. I've looked upon that same scene many times and it just about pulled the heart out of me. I have been trying these many years to remedy the situation but all my efforts have been in vain. I wonder if you could devise some plan that would be effective. You come from a country of new ideas and new plans of action. Father, I'm sure that if your people knew how the lives of these little Sisters are being shortened by hard manual labour they would make some sacrifices to help them."

"I am not a Catholic but during my years of service in this north country working with the Sisters of this hospital, I have learned the meaning of sacrifice. I have seen it live in their lives. They come into the country young, vigorous and filled with zeal to help the missionaries. In a few years their young backs are bent from overwork; their faces get thin, their hands roughened with callouses. T.B. gets a chance to work on their tired strained bodies. So while still young in years, they pass away."

As the doctor spoke these last words the operating room door opened and the Sister told us that all was now ready for the operation.

That little talk with the doctor prompted me to ask one of the Sisters if the running water in the hospital would lighten their work. My ears are still ringing with her answer. All she said was:"Oh Father, what a dream!" Her eyes filled. The worry and hard work of years spoke first in her tired face and then turned into words.

She led me into the kitchen and pointed to the stove. It was covered with kettles of water and a large sterilizer, leaving only two spaces for cooking. "That's the way it has been for

years, Father," she said. "Day and night we have to keep those kettles filled. Operations demand water and there are always emergency cases coming in. Maternity cases occur at all hours and the nurses rush down to the kitchen for water. The night nurse is kept busy going up and down stairs changing hot water bottles. Each morning water for the nursery must be heated and ready before we can get breakfast for the patients. And then there is the laundry. ."

Seeing this drudgery and the sad effects it had on the health of the Sisters, I spoke to my superior, Father Mansoz, about it. He told me that he had been asking for water for so many years that further insistence on his part would be of no avail. He suggested that I write to Archbishop Breynat asking his permission to co-operate with him in putting in a water and drainage system at the hospital.

I wasn't long in waiting a reply. He wrote: "That is something that I have been trying to do for years but more urgent needs on our missions have required immediate attention." In the same letter he asked me to draw plans for a system, estimating the approximate cost. He would decide the matter when he arrived at Fort Smith in June.

Last week the Archbishop arrived. I brought out the plans and the estimate; the material and freight amounted to fifteen hundred dollars. The Archbishop examined them and turned to me.

"We will have to put them aside Father," he said. "I don't want to disappoint you but I am afraid the water system must wait. Listen . . .

"This year I have to buy a new mission boat to get our supplies to the northern missions. I had to build a new convent and school at Fort Chipewyan. The old building there was a fire trap and falling to pieces. Last winter the Mission house at Aklavik burned and seven Fathers and Brothers are living in a 20 X 20 shack. My funds are exhausted. I cannot even build a mission house at Aklavik this year.

"Father, for 39 years I have had these difficult problems to settle and God has given me the Grace and the strength to persevere and to solve them. I feel sure that He will not fail us now and that He will turn the eyes of His Missionary people toward us. I wish you could write a little piece in THE OBLATE WORLD and tell your people about the water problem here at the hospital. Perhaps through their efforts and kindness you might receive enough financial assistance to buy the material and have it shipped up here before the winter sets in again."

I promised the Archbishop to write. This is the problem that has to be faced by the pastor and shepherd of souls in this vast Vicariate of the Mackenzie which covers one million square miles. The slendor funds at his disposal must be divided scrupulously among his many missions with no money available for such "luxuries" as running water—even in a hospital.

Did you ever hear of a hospital without running water? The Grey Nuns at Fort Smith, in the Canadian Sub-Arctic, haul all the water for their hospital by hand!

EXCHANGING GIFTS

THERE are:

First, those who give spontaneously and generously, but only to themselves; auto-givers they might be called.

Second, those who give thoughtlessly, without any real or high motives; givers of the occasion, as it were.

Third, those who give as a sop to conscience and self-esteem, in a species of atonement for the evil they do; penitential givers.

Fourth, those who give as a matter of display, to win public applause for their generosity; theatrical givers.

Fifth, those who give because others give and are ashamed not to give, and therefore give grudgingly; conventional givers.

Sixth, those who give because they feel they ought to give, who give through a sense of duty and not through love; moral givers.

Seventh, those who give in the spirit of Jesus.

To which kind do you belong?

Definitions

Boy: A noise with dirt on it.

Jealousy: The friendship one woman has for another.

Home: The place in which we are treated the best and grumble the most.

Conscience: An inner voice that warns us somebody is looking.

Saxophone: An ill wind which nobody blows good.

Detour: The roughest distance between two points.

Telephone Booth: A sort of vertical coffin where sweet dispositions are buried.

Middle Aged: A person ten years older than you are.

A lie (small boy's version): An abomination to the Lord, and an ever present help in time of trouble.

According to a news agency, His Holiness, the Pope, made 26 important peace appeals during 1940, some of them accompanied by encyclicals or homilies.

Off My Chest

By Stanley Vishnewski



Every once in a while I acquire a set of pet peeves which for the sake of mental peace I must get "off my chest." The latest peeve was acquired after reading a book by a so called liberal who attacks and condemns the Catholic Church for the great crime of being too democratic and tolerant

What amuses me is the fact that this very self same group of so called liberals was attacking the Catholic Church for its suppression of free speech and the publishing of an index of forbidden books. Now the Church is attacked because she allows her children to hold different views on politics and economics. Consistency! Art thou never to be wooed by these liberals?

This attitude is common, I have discovered, among those who pride themselves on their liberal thinking. In the past few years I have come into contact with all types and shades of political, economic and religious thought and have discovered on the part of those who are proud of their advanced knowledge a woefully lamentable ignorance on matters Catholic.

I have entered into discussions about the Catholic Church with peole who had not the slightest conception of what is the Church. Yet I found these people talking authoritatively and dogmatically about matters Catholic.

I remember one heated debate I held with a young Marxist about the relative merits of the Catholic Church and the Communist Party. No quarter was shown in this particular argument for we felt as though the future of our beliefs depended on the outcome of our debate. Brilliant, clever though this young Communist was, he was typical of most Communists in that he knew nothing about the Catholic Church except what he had read from poisoned sources.

I pointed out to him that whereas I was able to defend Communism as ably as he could and also could quote quotations taken from Marxist sources, that he was unable to give me the simplest argument that a Catholic uses for defending his beliefs. Not only that, but he confessed that he never had read a Catholic book. Upon parting he promised to read the list of books I recommended.

To my friends who are all enthused about progressive education and advocate teaching Communism to children, I love to tell the following story as a sample of how disastrous their teachings may turn out to be:

When I was a child of eight or thereabouts, running around with "the gang" and getting into a great deal of mischief, the favorite "hangout" was the local candy store owned and operated by a Lithuanian Communist. This, naturally, gave him a great deal of prestige, and he was looked up to by "the gang" as a very important and distinguished personage whose opinions carried a great deal of weight.

Every Sunday morning he would corral us as we slowly trudged off to Church. Getting us into the store he would deliver a long sermon about fat priests and leaky church roofs. Fat priests and leaky church roofs seemed to be connected with all my reminiscences of my atheistic friends.

"How much money did you boys get for church today?" he

Proudly we would exhibit the five cent pieces that our fond parents had given us for the Sunday school collection.

Upon this, seeing our money, he would take up a handful of candy and tempting us would say, "Now boys, this is what I'll give you for your money. Isn't this much more than you will get in church?"

We could not help but admire his logic and the brilliance of his wit and not at all reluctant the exchange was soon made. Gathered around him munching on our own sweets we listened with attentive ears to his exposition of fat priests and leaky church roofs. A mystical light would glow in his eyes as he talked about the beauties of Communism.

Dialectical materialism bored us and we listened only for the dirty story or joke that he used to spice his talk. But the idea of communal ownership of property caught our fancy and we took to the idea like a duck takes to water.

With the logic of children we reasoned: Why should this man

own all this candy while we,"the gang," were forced to do without. Besides, didn't he preach the theory that no-one had a right to own property.

We started to put his theory of communal ownership into practise and while one of "the gang" held his attention the others would steal behind the counter and proceed to fill their pockets with candy and cigarettes.

That night, underneath the stars, on the Williamsburg Bridge in Brooklyn, our stomachs gorged with stolen sweets and puffing contentedly away at stolen cigarettes our minds at ease with the world we reflected that there must be something to this thing called Communism.

For one reason or another my liberal friends fail miserably to see the humour of the above anecdote, but, my liberal friends are noted for their lack of humour and I am accused of unwonted frivolity.

The speaker addressing the crowd in Union Square was viciously attacking the Catholic Church. I paused to listen, slightly amused.

"The Catholic Church has always been the central point of reaction fostered by the capitalists to divide and rule the working class."

"Question." I yelled.

The crowd, sensing a debate, took up my plea and attracted the attention of the speaker.

The speaker paused halfway in the midst of a sentence with an annoyed look on his face and asked, "Yes, what does the gentleman wish to ask?"

"Since you know so much about the Catholic Church," I asked, "could you please tell the audience if you have read the Papal Encyclicals on Labour."

"No, never heard of them."

"Then how can you stand there and tell these people that the Catholic Church is against the working class when upon your own admission, you admit that you never heard or read of the most important labour documents?"

There were about fifty people in the audience so I put the question to them: "Has anyone here read the Encyclicals of Leo XIII or Pius XI?" No one had and this crowd was no exception for I can truthfully say that I have yet to meet the Communist who has read and studied the Labour Encyclicals.

"Hey," the speaker yelled developing a new train of thought. "Why do you call yourself a Catholic — aren't we all workers. By calling yourself a Catholic Worker you set yourself apart from the rest of the workers and thereby help the bosses divide the workers."

"The charge is ridiculous," I replied, "the workers are divided because of their ignorance of Catholic teaching. Once the workers come to realize the unity of the Mystical Body of Christ there would be less strife and class warfare. The late Heywood Broun, great labour leader, realized this great truth and as a result entered the Church. Do you think that he would have entered the Church if he thought that the Church was an enemy of labour?"

Warming to the topic I continued: "It is you Communists who have done more to wreck, divide and ruin the legitimate labour movements by your stupid insistence on atheism. You Atheistic Communists persist in attacking the sacred beliefs of religion and the Catholic Church and when the worker who is religious objects and is incensed, you then come out and say, 'see how religion divides the workers.' How stupid!"

"The Catholic Church is a big business," some one in the crowd muttered. "They own property worth millions right here in this city."

"Yes, the Catholic Church does own property worth millions of dollars. But let us examine this great amount of wealth and see in what it does consist. How much do you think a hospital like St. Vincent's or St. Catherine's costs, or schools like Fordham and Manhattan? It is in hospitals, schools and orphan asylums that the wealth of the Church is represented. I suppose you people are against hospitals, schools and orphan asylums."

This had them for the time being and as no other questions were forthcoming I left them and mentally breathed a prayer that the seeds of disbelief in Communism would soon take root.

St. Thomas Aquinas tells us that:—

"It is necessary to dispute in public about the Faith provided there be those who are equal and adapted to the task of confuting error, since in this way people are strengthened in the Faith, and unbelievers are deprived of the opportunity to speak, while if those who ought to withstand the perverters of truth are silent, this would tend to strengthen error."

Only ". . . . those who are equal and adapted to the task of confuting error . . . ." More harm is done by ill informed Catholics who attempt to debate with non Catholics about the Faith. I have often had the misfortune of witnessing young Catholics making perfect "asses" out of themselves, and what is worse, giving the Church a "black eye," by attempting to argue in public about the Church with a skilled propagandist who has spent years in study and debate and is well versed in the skill and trickery of debating.

Those who go to convert must guard against the danger of being themselves converted. That is why I always try to get an unbeliever to tackle a priest or one skilled in Catholic Apologetics.

Though I've yet to meet a happy boisterous atheist full of zest and life (something about their belief or lack of belief shrivels and dries them spiritually and physically) yet, I think that life would be drier if we didn't have the opposition of the dear atheist. Tsk! Tsk! Life would lose some of its zest.

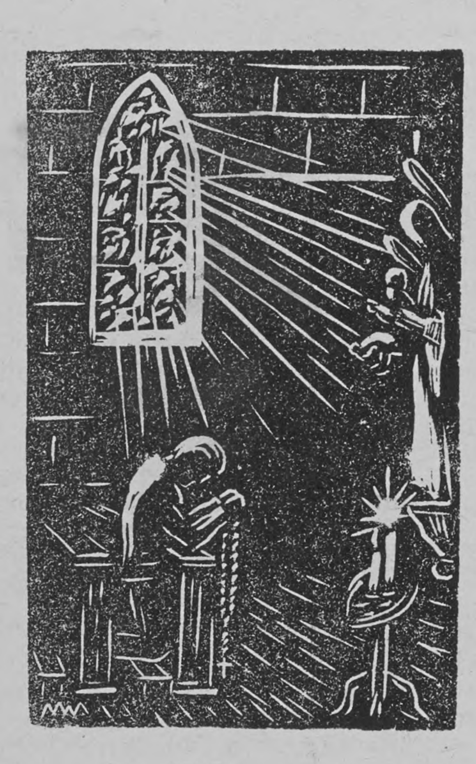
I know that it is hard to debate with the atheist for he knows so little about the Catholic Church. One would have to do a great deal of educating and removing of prejudice before one can reach the point of discussing the Church as she really is. Once that point has been reached there is no further need for discussion, for to know the Church is to love Her.

Concluding I have one important point to make. The one way that we can win these people to the Faith is not by debating but by love. Since they will not read our books, let us live the full Christian life so that our example will win them to the love of Christ. Our fight is not against the Communist, the atheist or the liberal but against their ideals. We must distinguish between the sin and the sinner.

"Send Thy meekness, O Lord into my heart so that while I here fight for the love of truth, I may not lose the truth of love."

—St. Thomas Aquinas,
"The Torch."

DAVID VERSUS GOLIATH



★ As armies clash in the old world, prayer becomes for those of us who remain far from the battlefields, a potent instrument in the realization of the common cause: peace among nations.

★ We possess a more powerful weapon than canons, machine-guns, or flying fortresses: the invisible weapon that Mother Church places within our easy reach: the Holy Rosary.

★ Indeed, the success of our armies depends on how we wield this invisible weapon. If, each day, we cast heavenward each bead of our Rosary, as David hurled a pebble of the turbulent torrent at the face of the mighty Goliath, we can hope to crush this hideous monster of war.

★ Are we not all desirous of peaceful days? Then, begin this very moment a crusade of prayer. Has not the rosary always been the most familiar prayer in times of distress?

★ Against the forces of evil which threaten to submerge the entire world, we are, as Pius IX once said, "the bulwark of that army which holds in its hands not the sword but the Rosary."

PATTER

Women's styles may change, but their designs remain the same.

"Silence is golden." But sometimes it is yellow.

I play a musical instrument some, but only for my own amazement.

The optimist says his glass is half full; the pessimist says his is half empty.

Love, the quest; marriage, the conquest; divorce, the inquest.

The eternal struggle: keeping your earning capacity up to your wife's yearning capacity.

If you brood over your troubles you'll have a perfect hatch.

A lot of auto wrecks result from the driver hugging the wrong curve.

It May Interest You......

The only schools and colleges in the country that are absolutely free from Communism are the Catholic institutions of learning. It would not be tolerated for a moment in those schools—and it would be well for educators everywhere to study and copy the methods used by these schools to keep the menace from their students—Judge Rosalsky, noted Jewish jurist.

*

Of the 22 million Catholics living in the United States, 11 million live in six of the States, leaving 11 million for the other 42 Staes, an average of less than 265,000 per State. Eighty per cent of our Catholic people live in cities, and only twenty per cent in rural areas.

*

Civil marriages have been banned in Spain, except for among non-Catholics, who must prove that they were not baptised in the Catholic faith.

*

Private Chamberlain to five popes, John Charles Matthias Ogilvie-Forbes, of Boyndlie, Aberdeenshire, has died at Upavon, Wiltshire, at the age of 91. He was educated for the Anglican ministry and went to Ceylon as a missionary. Cardinal Newman received him into the Church in 1881.

*

World's Best Fathers

Because even the wealthiest and most masculine of them are not ashamed to be tender and understanding towards children, Australian fathers are the best in the world, declared the much travelled chairman of the Public Health Commission, Dr. Featonby, in addressing a conference in Melbourne.

"Australian mothers are wonderful," he said, "but I have a soft spot for the fathers. You only have to watch them on the beach looking after the children to understand what fine fellows they are. Fathers in most countries are glad to leave children to the mothers' care."

* * *

Filming the Lightning

American scientists have succeeded in measuring the speed of lightning. They found that it travels at 10,000 miles a second.

The observations were taken at the world's highest building—the Empire State Building in the heart of New York, which is struck more often than any other known place on earth. A film camera on top of another skyscraper half a mile away was used in the tests. It recorded every flash over a period of three years.

* * *

Legal Exchange

The legal profession seems to have its drawbacks in America, for the following advertisement appeared in a New York paper:-

Lawyer disgusted with conditions will take job as dishwasher, business executive, musician, bodyguard, commercial traveller, diplomat, lorry driver, writer, or anything else anywhere—paying a decent salary.

* * *

The First Mr. Smith

The great family of Smiths, of which the United States Branch, estimated to total nearly 300,000, is being asked to form a society for mutual benefit and protection, bear a name which is not only the commonest but probably the oldest in the world.

Professor Mahaffy, when deciphering the Petri papyri, came upon the name "Smith" plainly written.

"We have never found anything like it before," he said, "and it is surely worth telling the many distinguished bearers of the name that there was a man known as Smith in the twentieth year of the third Ptolemy, and that he was occupied in brewing and selling beer!"

* * *

Mere Man's Independence

Is the increasing popularity of the pipe during the past few years due to women smoking more cigarettes?

A correspondent declares that it is, and explains that the enormous growth in the number of women smokers in this country has created a desire on the part of the menfolk to be different.

* * *

When Kreisler Wanted a Fiddle

Fritz Kreisler tells a good story against himself.

When in Amsterdam some years ago, he tried to test whether a well-known dealer in musical instruments was as expert as reputed by taking his famous Strad to him and saying he wished to exchange it in part payment for "a really good fiddle."

The dealer said he would fetch him an instrument to suit him, left the shop for a few minutes, and returned with a policeman, whom he ordered to arrest his customer for stealing Kreisler's violin, which he had recognized at once.

The great violinist tried to explain, but the dealer refused to be convinced until he had played a couple of items in proof of his identity. The performance over, the man said with a smile, "Thank you. Of course I recognized you as readily as your Strad, but the chance of hearing you play for nothing was too good to miss, wasn't it?"

The Pleasures in the Whittlin

By H. L. Ballew

I've pretty much grown up with the hosiery business. You see that five-storey building there? Covers almost a block. Well, that's been built within the the last five years-And that building over there, too. Fact is, this business was pretty small when I started out twenty-five years ago. Called it Piedmont Hosiery Company then.

That little brick building there is where the business started. And in a few years—can't tell exactly—we intend to pull it down. And in its place we'll have a spank-fired new office building — air-conditioning and everything. . . .

Why don't we build it now?

Well, that's sort of tied up with what I was going to tell you in the first place.

One day-oh, about eight years ago, I guess, Mr. Hinge yelled at me to come to his private office. Hinge has softened up some now, but I can tell you in those days he was a ball of fire. He was sore about a couple of cases of hosiery that had been sneaked out of the warehouse.

"George," he yelled, "what am I to do with that good-for-nothing, sorry excuse for a nightwatchman!"

"I understand," I said, "that Jess Watson is a pretty straight old fellow. I don't believe he did it."

Hinge rolled his cigar between his teeth and snorted.. "Course he didn't do it! But whoever swiped them sox took 'em right out from under his nose. Bill and Parker checked on it. His clock wasn't punched all night!"

I don't know why I tried to protect Jess. "He must have gone off to sleep," I said.

"Asleep, my eye!" he thundered. "He was shavin' those sticks! Cuttin' out dolls and the like!"

I didn't say anything. I could tell by the way he was mangling that cigar that he'd already made up his mind what to do about Jess. I could see it coming.

"Get him in here!"

"Listen Hinge," I said. "Don't you think you'd better sleep on it? Jes is getting up in years. It would be hard for him to get another placee. . . .especially if you kick him out like this."

But you couldn't reason with Hinge, so I sent one of the boys over to get Jess. And in about ten minutes he came in.

Jess was a frail looking old fellow with a head of clean-looking white hair. His face was not wrinkled much, and it had a healthy pinkness about it. His eyes were remarkably clear and blue, and his glance was deferential and shy. He had walked up to me slowly. It was not the slow drag of age, but the easy pace of a watchman going his rounds in the dead, small hours of morning. In one hand dangled a greasy, tweed cap, and under his arm he carried something wrapped in the comic sheet of a newspaper.

"Are you Jess Watson?" I asked him.

He glanced at me for a moment, shook his head that he was, and smiled.

I hesitated. It wasn't right, and I knew it, to give this old fellow the gate-no matter what he'd done, or hadn't done. But on second thought I knew I'd never be able to change Hinge's mind. He was sore about that hosiery—and the replacement of it—which would cost twenty times as much as we'd get out of it by contract; and any attempt to shake his decision about Jess would only convince him that the world was united against him, and, of course, that he was dead right.

'Mr. Hinge sent for you, Jess,' I told him.

He nodded pleasantly again, and followed me into Hinge's office, and I had a guilty feeling as if we were throwing him into a den of lions.

Hinge didn't seem so mad then, and he told Jess to sit down, and Jess did, without speaking, still holding to that package and his cap, and smiling out of his eyes in that gentle alert way. Mr. Hinge turned side-ways in his chair, looked out the window, cleared his throat a couple of times, and started talking.

And while Hinge turned him out old Jess just sat there, pressing his old cap in his fingers, smiling and shaking his head in agreement from time to time.

"-But you see how it is, Watson. You're not worth a cent to this company! Fact is, you're a liability. We would be better off if we just locked the doors and had no watchman at all. So here's your time — and a week extra—and the next job you get I hope you'll do it right!"

Jess got up. His cap trembled in his hand. He started mumbling something that I couldn't hear, then stopped. He was a man who wanted to say something desperately, and did not know how.

"I'm always a-whittlin', Mr. Hinge—Ain't worth salt to anybody—and you're a good man, a GOOD man to keep me as long as ye have. Goin' on thirty-five years I worked for ye-and your dad—he was before.

"And—ye both kept me—"

Jess searched for more words. He clenched his cap, looked at me, and then at Hinge.

"—And there's no hard feelings, sir. No, sir—no hard feelings—And here's a present for ye. And I thank ye, sir, very much—"

He put on his old cap, laid the package up on the edge of Hinge's desk, nodded several times in that quick, beaming way, and walked out of the office.

Oh, Hinge was surprised all right, and I felt weak, like I had just seen a miracle.

'Ever see anything like that?' he said. "Guess the old codger thought I'd change my mind, heh? See what's in it."

And while Hinge mopped his forhead I took the paper off the package and set it before him.

It was a man's head, the size of a small grapefruit, maybe, carved out of some dark wood like walnut. When I set it in front of him it caught the light for a moment, and I drew back my hand as if I had violated something. It seemed that if you'd touch it—you'd open the eyes—disturb it in some way—or maybe change it. And it was so quiet that—that the very air around it was sacred — And it made you feel that every word that you'd ever spoken had been wasted.

I looked closer at the letters on the pedestal. Just two words old Jess had carved there: Praying Christ.

Hinge picked up the carving and dropped it into a filing cabinet. "Old Jess," he said, as if there were no hope for old Jess at all,"still messing around with that stuff. Pity he couldna had an education—studied art, or something—"

Well, I guess you know part of the story—that is if you read the magazines or newspapers along then.

Sometime later one of our customers was down from New York buying up some spring stuff for his chain, and I was getting some correspondence out of the file for Hinge. The carving, which I had almost forgotten until now, fumbled out of my hand, fell on the floor. Clark, the buyer, without knowing what it was, reached down for it and placed it on Hinge's desk. He had been talking like a steam-engine, but when he stared at the carving the words dried up in his mouth. He reached out, turned the pedestal slowly, until he saw the carving full in the face.

"Where did you get this, Hinge?" Clark asked. "Who did it?"

Hinge winked at me, chewed on his cigar.

"Quite an antique, Clark," he said slyly, trying his best not to give the joke away in peals of laughter. "Picked it up in Verona. Look like it's worth five hundred dollars?"

"You don't kid me, Hinge," Clark said. "This is American wood-and it's American craftsmanship."

Then Hinge, with the superiority a man feels when he has made a fool of somebody, told Clark that the head had been whittled out by a former employee—a sixty-five year old, illiterate night-watchman.

Well, Clark took the carving with him and entered 'Praying Christ' in an exhibition in New York under old Jess's name. And bless glory, if it didn't come off with first prize of five-hundred dollars!

He didn't know how to get in touch with Jess, so Clark wired the money to Hinge; and Hinge turned it over to me to give to Jess.

I had a hard time finding Jess. He had moved twice since he had been turned out of the little cottage he'd almost paid for when Hinge gave him the gate. But I finally located him. It was down in the east section of town—a black, dilapidated little hut overlooking the railroad tracks.

The reporters got wind of it, somehow, and when I got there there were a hundred or more people crowded around the place. Some of them were neighbors. Some of them had just wandered up to see what was going on. I picked my way through the crowd and found Jess.

Jess was sitting at his kitchen table. On the table was a white bowl of oatmeal, or grits, which he had evidently just been ready to eat when the reporters arrived, and a faded, stained cup which must have been filled with water. The reporters were shooting questions at him a mile-a-minute, and flash bulbs were popping in all directions, and Jess was so bewildered that he was almost in tears. He was sitting close to the table with his hands in his lap, looking from one to the other,trying to answer them all.

"No, sir," he said frantically to one reporter. "I didn't study at a school. No sir—Been a-whittlin' since I was a kid—Born in 1884 in Davidson County. Wife's been dead, sir, for seven years—Yes, sir. I don't know what that means, sir—"

And all the time Jess had a hunted, miserable look in his eyes, as if he were afraid he'd say something wrong.

I saw that Jess didn't know what it was all about, so I took charge and ran them all out. I told the crowd outside, too, that if they wanted to do Jess a real service, they'd go home and leave him alone — And if they didn't leave I'd have to call the police. Finally they broke up and left.

Jess didn't eat anything, but when they had gone he reached for the cracked cup and drank some water.

He had changed much since I last saw him. He was not only thinner, but there was a harried look about him. He had on a faded work shirt, buttoned at the neck, but no tie, and the shirt looked wrinkled, as if it had been washed but not ironed.

"Jess," I said to him. "You can't stay here. They"ll hound you to death. They'll be back tomorrow—and the day after, and from now on. Isn't there some place you can go?"

Then I noticed the carvings. They were all around. Up on the kitchen shelf there was a little girl opening up a music-box; a tousle-headed, laughing boy; a scrawny, tortured Job; six magnificent horses straining at a circus wagon—Dozens of them. A fortune in walnut!

Jess stared at me pleadingly. "I tried to treat them right—but they talked so fast—and the lights goi' off—Do ye imagine, sir, why they come?"

"It's about that carving, Jess" I said, "you remember the one you gave Mr. Hinge? It won a prize in New York."

This left him more perplexed than ever.

"But, sir, I never bin to New York."

I explained slowly what had happened in words I thought Jess ought to understand.

"You can carve all you want to now, Jess," I told him. "But you've got to leave here. The reporters will be back."

But Jess, rattled as he was, refused to leave his house. I wanted to insist, but Jess, in some strange way was a little aloof, like those carv:ngs of his. He saw me to the door.

"Don't ye worry about me, sir. Not a bit. It's not a-havin the whittlin's as does me any good, sir. It's—it's the doin' of them. Yes, sir—I'll get rid of the whittlin's."

It surprised me to see him wink slyly at this.

"Sure, Jess," I said. "You can get rid of them all right. But if anybody comes here wanting to buy one don't take less than five hundred dollars for anything. You understand that, Jess? Those carvings are worth a lot of money."

Jess n o d d e d and smiled. "Good night, sir—And don't bother about me, sir. I'll get rid of the whittlin's."

For several days I had hardly time to think about Jess. We were snowed under at the office and there were club meetings at night. But one evening after supper I was pust getting ready to look Jess up when I saw him coming up my driveway at the side of the house. He walked slower than ever, and his bent, meager frame looked as if it shouldered all the cares of the world.

He went to the back door and knocked, and when I got there he was standing out in the cropped grass beside the steps, dimly outlined in the dusk.

When he saw me he took his cap off respectfully.

"Well, Jess," I said. "How does it feel to be famous—To have your picture in every newspaper from Montreal to Miami?"

I thought maybe this would cheer him up, but it didn't.

"You've already been kind to me, sir — And I thank ye very much, sir—"

"Well, Jess, what is it?"

"Well, sir—" He stopped talking, looked down at his cap and started twisting it in his hand.

"I—I thought mayhaps you'd talk to Mr. Hinge, sir, and he would let me go on the watch again—"

He stood on one foot, then the other, as he let me get the full impact of the words.

"On the watch again? Jess, you're not serious?"

"Yes, sir. That is if you could do it, sir."

"But, Jess. You don't want that job back! Why, you're rich! You can take the money from those carvings and live the rest of your life. Why you won't have to turn your hand except to whittle for the rest of your days. You can travel, go to Europe—anywhere!"

And then I stopped yelling at him. I knew—sensed that he was worried about something—something big, and fudamental. He was desperate.

"You see, sir—I tried an' I tried. I don't know what the trouble is—but when I'm off the watch the cleverness won't come to my hand. And you see, sir, the pleasure's in the whittlin' of it—"

"And the whittlin's didn't bring as much as you'd expect, sir," he added gently.

There in the dusk he reached in his overall pocket and pulled out some silver coins . . .

"Jess!" I was stunned and a little sick. "You—sold all your carvings?"

He nodded gingerly in that pleasant way of his. "I got rid of 'em, sir," he said proudly.

That's been—let's see. Seven years now.

I talked to Hinge and persuaded him to give Jess his old job back. Jess works here at night —just like he has for forty-two years, and I've fixed up a place for him to sleep in my garage.

Look down there! You see that old fellow crossing the street? That's Jess. Got the same cap on, I guess, and his clock thrown over his shoulder. Going on the watch. But in that building, somewhere, I'll bet, there's a piece of walnut, and a couple of sharp knives.

Yes, sir. When Jess passes away we're going to tear that building down, and put up the new office I was telling you about. But not before. Hinge wouldn't hear of it.

Jess hasn't changed much. Look at him. Still got that slow, serene way about him, and that pleasant, quick nod when you speak to him, and a light shining out of those blue, kindly eyes.

And you know what?

Jess knew the value of those carvings as good as you or me. He gives Mr. Hinge one every year—enough to pay his salary.

? THE QUESTION BOX ?

Is it true that a priest may leave the Sacred Host to be given to a sick person by a relative?

As a general rule, it is the prerogative of the pastor of the place to bring Holy Viaticum to the sick, but any other priest may do so in case of necessity. This may not be done by a lay person.

* * *

In praying for the souls in purgatory, is it necessary to say any particular prayers?

In praying for the souls in purgatory, it is not necessary to say a special prayer for them. One can say any prayer and offer it up for them. Not only prayers but even good works can be offered up for the poor souls.

* * *

Who was St. Robert?

St. Robert was an abbot of the eleventh century and the founder of the Cistercian Order which is now most generally known as the Trappists. Out of devotion to Our Blessed Mother, St. Robert enjoined on his monks the wearing of a white habit and directed that all the churches of his Order should be dedicated to her. He died A.D. 1098 and his feast day is celebrated April 29.

* * *

What is the Church law in regard to the abstinence of ember days?

On ember days the Church lays down the following laws for the United States and Canada: Working men and families, if they are obliged to fast, are permitted one full meal, and meat at this meal only. If they are not obliged to fast, they may have three full meals with meat at all meals. Those who are not working people nor members of such families, if they are obliged to fast, are allowed one full meal and no meat. If they are not obliged to fast, they are allowed three full meals but no meat.

* * *

What is a vow?

A vow is a deliberate promise made to God to do something which is good and pleasing to Him, that is possible and better than its opposite. So, it must first be deliberate and made to God only. Then the thing which is promised must be good in itself and within the capabilities of the person who promises it. Finally, it must be better than its opposite. For example, one could not make a vow to commit only sins of gluttony, for the opposite would be to commit no sins at all. By the same token, one could not make a vow to marry because the opposite is better—that is, to dedicate one's self in virginity to the service of God. Under certain circumstances, one could make a vow to marry if not to marry would mean an injustice to a third party, for then the thing promised would be better than the injustice which was its opposite.

* * *

Are bad dreams seriously sinful?

Dreams are never seriously sinful unless we deliberately do something before going to bed in order to cause such a dream. Moral theologians say that the thing done should be sinful in itself in order to be the cause of a sinful dream. Otherwise, since we have no control over our dreams, we are not responsible in any way.

What is Benediction of the Blessed Sacrament and when did it originate?

Benediction of the Blessed Sacrament is a religious service which originated in the fourteenth century. About that time the custom of exposing the Blessed Sacrament on the altar for the public veneration of the faithful came in vogue. Since we firmly believe that the Blessed Sacrament contains the Body and Blood, Soul and Divinity of our Lord Jesus Christ, it follows that one can give the Host all the honors due to the Divinity when it is exposed on our altars. The service now consists of the exposition of the Blessed Sacrament accompanied by a hymn of praise and incensation after it has been exposed on the altar. Suitable prayers may then be said and the service is concluded when the priest blesses the assembled people with the Host and replaces it in the tabernacle. Liturgical regulations require that another hymn be said as the service is concluded and the antiphon, known as the "Divine Praises," be recited.

* * *

Why is baptism necessary for salvation?

On the testimony of Christ to Nicodemus, given in the Gospel of St. John, III, 5, we believe baptism to be absolutely essential to salvation: "Amen, Amen I say to thee, unless a man be born again of water and the Holy Ghost, he cannot enter the kingdom of God." This is corroborated by reason since nature can produce only natural actions which are incapable of taking us to the supernatural destiny of seeing God as He is. In other words, our nature alone could not enable us to do that which exceeds our nature—namely, to see God as He is. So when Christ says we must be born again, He is showing us that we will receive the new nature of grace which produces supernatural actions, and these supernatural actions are capable of taking us to a supernatural destiny. However, no adult will be lost by accident and so those who have the will to do what God wishes as soon as He makes it known to them, have the implicit desire of baptism and will be saved as long as they sincerely hold that intention.

* * *

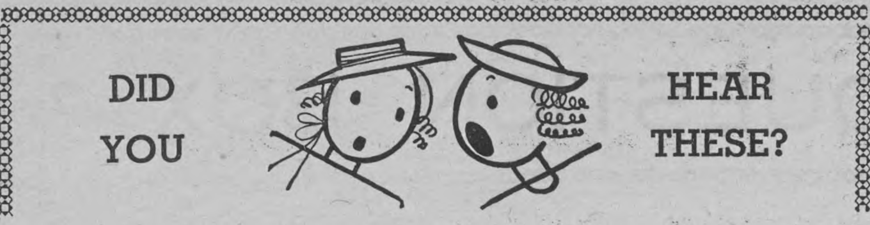
I don't like to be a Puritan, but still I think the Church is too lenient on the laws regarding Sunday as a day of rest and prayer.

There can be extremes in this matter, no doubt. The old time Jews were too rigid, when they had severe penalties for persons who violated the Sabbath. Even the act of picking up sticks for a fire was punished by death. No fires could be lighted, and all bodily work had to cease. People were supposed to stay at home, and not walk more than 2,000 cubits (which could be done in 15 minutes).

Nowadays the tendency is to swing to the other end of the pendulum, and to break down all laws about the Sabbath. The Church still commands some actions, and forbids others on Sundays. Mass must be attended, unless there is a serious reason to excuse. In addition, there must not be any servile work done, that is, no hard physical labor exercising the body more than the mind.

You may drive your car on Sunday, but you should not wait until that day to grease it or wash it. Servile work is forbidden, even if a man likes to do it.

The Church is not too lenient on these matters, but people are too lenient when they do wrong acts, and they try to justify them by alleging good motives. Necessity excuses many things, but be sure there is real necessity before breaking the Sunday law.



Careless Granny

Tommy, aged four, sat at the dinner table one daay and cast a very puzzled glance upon his wrinkled old grandmother who sat opposite him. Finally, he solved the mystery and said:—

"Grandma, you washed your face but you forgot to iron it."

* * *

To Avoid Disappointment

Rose Teresa, four years old,, was looking out of the window when suddenly she saw the fire department speeding by. She exclaimed:—

"Mother, I know why the firemen are hurrying — 'cause they want to get there before the fire goes out."

* * *

It Sounded That Way

One afternoon Robert, aged five, asked me to sing for him. I began to sing "Jesus Loves Me," and when I came to the words: "Little ones to Him belong. They are weak and He is strong," he interrupted with:—

"Mother, does Jesus eat a lot of spinach?"

* * *

Mathematics Simplified

Little Joan, aged seven, returning home from school, was asked by her mother what she had learned in arithmetic.

Joan replied, "Well, mother, I can add to and take from, but I cannot times or go into."

* * *

Heavy Traffic in the Skies

The niece of a friend of mine walked with me over to our neighbours in the dark. She pointed up to the stars and said:

"Gee, looky all those lights up there. God must have an awful lot of automobiles."

Domestic Minded

Viniana, aged three, had been watching mother rolling out pie crust. When daddy came in she dashed over to him and announced importantly:—

"Mama's ironing the pie."

* * *

All in a Name

John, aged three, was in the back yard with his Uncle Lew who was polishing a new car, recently purchased. John said, "What kind of car is this, Uncle Lew?"

His uncle replied, "An Oldsmobile."

John pondered over the reply before he remarked, "I thought this was a new car, Uncle Lew."

"It is," affirmed his uncle.

"Well, you just said it was an Old-mobile."

* * *

An Unusual Delicacy

Plain bread and jelly for dessert were nothing new to four year old Billy. However when a neighbour kindly gave us a sample of fresh strawberry jam, it was Billy's first introduction to that delicacy. He contemplated it suspiciously for a moment, then asked:

"But, Mommy, why did you put splinters in the jelly?"

* * *

No Reason for It

Little Alice, aged three, went with her father for a ride. When she came back she told her grandmother she was driving the horses.

Her grandmother asked, "Did you say 'gid-dup'?"

Alice answered, "No, they weren't lying down."

A Slight Misunderstanding

One Sunday afternoon, while the litany of the Sacred Heart was being recited in church, I entered with a little Protestant girl, aged four. When we left the church, she turned to me and said:—

"Ethel, why did all the people say 'Hooray for us'?"

* * *

"William," snapped the dear lady viciously, "didn't I hear the clock strike two as you came in?"

"You did, my dear. It started to strike ten, but I stopped it to keep it from waking you up."

*

A Georgia negro evangelist was giving a vivid description of hell.

"Dere will be weeping and gnashing of teeth, brethern and sistern," he shouted.

"Glory be, dat lets me out," cried an old woman on the front seat, " 'Cause Ah ain't got no teeth."

"Teeth," screamed the dusky preacher, teeth! Don't you believe dat for one minute, Sistah Jackson. Teeth is gwine to be furnished free of charge by the management."

*

"I'm the lady who sent you that large envelope with detailed suggestions about improving your paper. What I want to know now is this: will my suggestions be carried out?"

"They certainly shall, madam."

"How soon?"

"In about fifteen minutes, when the office boy comes to empty the wastebasket."

*

Two Irishmen were bragging about their experiences when hunting.

"Well," said one, "the first bird I ever shot was a squirrel. The first time I hit him I missed him altogether, and the next time I hit him, I hit him in the same place. Then I took a stone and knocked him off the tree and he fell in the water and was drowned. And that was the first time I ever shot a bird."

*

"How long you in jail fo', Mose?"

"Two weeks."

"What am de cha'ge?"

"No cha'ge, everything am free."

"Ah mean, what has you did?"

"Done shot my wife."

"You all killed you' wife and only in jail fo' two weeks!"

"Dat's all—den I gits hung."

*

There was a young man who said: "Why can't I look in my ear with my eye? If I set my mind to it I'm sure I could do it. You can never tell till you try."

ROGERS LUMBER & SUPPLY
CO., LTD.

LUMBER AND BUILDERS' SUPPLIES

Phone 92529 COAL & WOOD

GEM CAFE
1821 South Railway Street, Regina

"A GOOD PLACE TO EAT"

G. WONG Phone 23060

Meals: 20c and up

LEIER BROS. TIRE SERVICE
1714—10th Ave. REGINA

GOOD USED TIRES—All sizes
VULCANIZING AND RETREADING
Full Circle Retreaders
THRESHER BELTS REPAIRED

VINC. LEIER
Manager
Phone 5572

MID-WEST COAL
Company

COAL WOOD

"Built For Service"

H. WINGERT, Prop.

Burn **GLO-COAL**
—Best by Test

Office Residence
91519 - Phone - **29029**

YOUR AD HERE
WILL BRING
RESULTS

7up
REG US PAT OFF
"YOU LIKE IT IT LIKES YOU"

Regina Bottlers' SOFT DRINKS
Add to the ENJOYMENT of FESTIVITIES
- STILL GRAPE
- ORANGE CRUSH
- PEPSI-COLA
- 7-UP

Order a case from your dealer
REGINA BOTTLERS LTD.

HOME GROCERY
It's a Pleasure
To Serve You

Phone 6276
1035—11th Ave. — Regina
CHRIS. KIRCHNER, Prop.

Have you paid your SUBSCRIPTION? Do it to-day!

F. J. TONKIN CO., LTD.
214 Bannatyne Ave. WINNIPEG

Manufacturers:

BRASS GOODS, VESTMENTS, STATUARY, ETC.

Only church goods firm in Canada owning and operating church furniture manufacturing department.

GET OUR PRICES

Purity Meat Market
WM. FRIEDRICH, Inhaber.

Frisches und geräuchertes
Fleisch, Speck, Schinken und Wurst
immer frisch auf Lager
Phone 5977

FUHRMANN & COMPANY

MEATS AND SAUSAGES

We buy dressed and live Cattle, Hogs and Fowl at the highest market prices.

Phone 7615 Regina, Sask.

Corner 10th Ave. and St. John St.

"TRADE MARK" **JERSEY MILK**

PHONE 6661 **REGINA PURE MILK** PHONE 6661

Safe Dairy Products

EXCLUSIVE REGINA DISTRIBUTORS

Support Our Advertisers



Now is the time to order your

Catholic Christmas Cards....



Distinctly Catholic cards, with pictures and Scriptural texts chosen in full harmony with the meaning of the birthday of the Christ Child.

Excellent cards of varied design in boxes of 12 assorted cards 75c or $1.25 per box, postpaid.

Personal cards printed with name and address $1.25 per dozen and up.

Please remit with orders.

The Marian Press

922-24 Victoria Ave.
Regina, Sask.